1,60 DM / Band 31
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

BASTEI

Neuer Roman

# Tony Ballard

Die Horror-Serie von A.F. Morland



# Sie kamen aus dem Jenseits

Belgien F 35 / Frankreich F 5,- / Italien L 1300 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Spanien P 100




# Sie kamen aus dem Jenseits

**Tony Ballard Nr. 31**

*von A.F.Morland*

*erschienen am 25.11.1983*

# Sie kamen aus dem Jenseits

Auf einmal war er da. Urplötzlich erschien er, aber niemand bemerkte es. Furchtbar sah er aus. Dort, wo bis vor einer Sekunde niemand gestanden hatte, stand jetzt er und blickte sich verwirrt um. Sein Gesicht glich einer Schreckensmaske. Grau war es, mit eingesunkenen Wangen und tief in den Höhlen liegenden, glanzlosen Augen. Er war ein Greis. Beinahe schon mumifiziert!

Und das mit 47 Jahren…

Vor uns befand sich ein Loch im Fußboden. Ich stand davor, blickte auf den grauen, etwa zwanzig Zentimeter hohen Nebelkreis, und schreckliche Ereignisse zogen im Zeitraffertempo an meinem geistigen Auge vorbei.

Mr. Silver, der Ex-Dämon, und ich befanden uns in Frank Esslins Haus. Ich glaube, über Frank Esslin brauche ich nicht mehr viel zu sagen.

Er war mal unser Freund gewesen, dieser zuverlässige WHO-Arzt. Und er haßte das Böse wie wir. Wo er auf Spuren der schwarzen Macht stieß, setzte er sich voll gegen die Höllenmächte ein.

Und nun… gehörte er selbst zu unseren erbittertsten Feinden.

Er war zum Söldner der Hölle geworden. Rufus, der Dämon mit den vielen Gesichtern, hatte ihn dazu gemacht. [1]

Rufus gab es inzwischen nicht mehr. Es gelang Mr. Silver und mir, ihn zu vernichten. [2] Aber Frank entwischte uns, und es wäre sehr wichtig gewesen, ihn unschädlich zu machen, denn unser einstiger Freund war im Besitz gefährlicher Höllenpillen.

Wenn ein Mensch eine davon schluckte, wurde er zum schrecklichen Ungeheuer. Es war Rufus' Vermächtnis. Frank Esslin hütete es wie einen wertvollen Schatz.

Mein Partner, der reiche Industrielle Tucker Peckinpah – eine unserer wichtigsten Stützen – setzte alle Hebel in Bewegung, damit wir Frank habhaft werden konnten.

Und es zeichnete sich ein Silberstreifen am Horizont ab, als uns gemeldet wurde, daß Frank in seinem Haus in New York aufgetaucht war. [3]

Gleichzeitig erhielt Mr. Silver einen telepathischen Hilferuf seiner Freundin Roxane. Sie war in Schwierigkeiten geraten. Er mußte ihr beistehen, und so begab ich mich allein nach New York, wo sich Frank Esslin mittlerweile mit Yora, der Totenpriesterin, einer grausamen Dämonin, zusammengetan hatte.

Er genoß nun wieder dämonischen Schutz. Ich kämpfte gegen die beiden, doch bevor ich der Totenpriesterin gefährlich werden konnte, schuf sie mitten in Franks Living-room ein Dimensionstor, durch das sich die beiden in die Vergangenheit absetzten!

Ohne zu wissen, wie ich von dort jemals wieder zurückkehren konnte, folgte ich ihnen – und landete im 17. Jahrhundert. Es war die Zeit der großen Hexenprozesse in Amerika.

Ich selbst geriet in die Gewalt eines dämonischen Hexenjägers namens Stockard Ross, wurde gefoltert und mußte gegen den Obervampir Pacar kämpfen…

Erst in der Schlußphase konnte mir Mr. Silver zu Hilfe kommen, und wir bestritten das Finale zusammen. Das Ergebnis: Yora, Frank Esslin und Stockard Ross machten sich aus dem Staub. Wir mußten damit

rechnen, ihnen wiederzubegegnen.

Pacar und seine Vampir-Diener existierten nicht mehr, und die Hexenjagd wurde abgeschafft, Richtblöcke, Galgen und Scheiterhaufen verschwanden, die Menschen kamen langsam zur Ruhe.

Und Mr. Silver zeigte mir den Weg zurück in mein Jahrhundert.

Ohne ihn wäre ich wohl bis ans Ende meiner Tage durch das 17. Jahrhundert geirrt.

Vor unserer Rückkehr kümmerte sich der Ex-Dämon um meine Blessuren, und mit Hilfe von Magie stellte er mich – als Energiespender – wieder auf die Beine.

Ich hatte keine Schmerzen mehr und fühlte mich wieder stark, als wir nun vor dem von Yora geschaffenen Dimensionstor standen.

»Ich muß es schließen«, sagte der Hüne mit den Silberhaaren.

»Okay«, gab ich zurück.

»Sonst fällt am Ende noch ein Ahnungsloser in die Vergangenheit.«

»Das halte ich für unmöglich. Wir befinden uns in Frank Esslins Haus. Wer sollte hier hereinkommen?«

Der Ex-Dämon zuckte mit den Schultern. »Das kann man nicht wissen. Vielleicht ein Penner.«

»Schaffst du es, dieses Tor so zu schließen, daß es Yora nicht mehr aufkriegt? Ich meine, kannst du's irgendwie versiegeln?«

»Nein, Tony, das würde mir nicht gelingen. Yora ist zu stark. Außerdem kann sie jederzeit an einer anderen Stelle so ein Tor entstehen lassen.«

»Irgendwie mag ich sie«, knurrte ich. »Weil sie so herrlich dafür sorgt, daß mein Kreislauf in Schwung bleibt.«

Der Hüne grinste breit. »Wenn es sie nicht gäbe, hättest du direkt Langeweile.«

»Du sagst es.«

»Und Phorkys, Atax und Metal gibt es auch nur, damit du keinen Rost ansetzt.«

»Du hast Mago vergessen.«

»Ach ja, richtig«, sagte Mr. Silver, und seine silbernen Brauen über den perlmuttfarbenen Augen zogen sich grimmig zusammen, denn Mago, der Schwarzmagier und Jäger der abtrünnigen Hexen, hatte sich das Höllenschwert meines Freundes geholt. [4]

»Und die Grausamen 5«, vervollständigte ich die schwarze Front.

Diese Magier-Dämonen, die von einem Unhold namens Höllenfaust angeführt wurden, lebten in der Prä-Welt Coor. Aber sie trieben nicht nur dort ihr Unwesen, sondern fielen auch in andere Welten ein.

Erst kürzlich hatten wir es mit einem von ihnen im Reich der grünen Schatten zu tun gekriegt. Thoran war sein Name gewesen. Er hatte seinen Machtbereichausweiten wollen, doch diese Suppe hatten wir ihm versalzen. [5]

Die anderen Magier-Dämonen hießen Vulkan, Zero und Radheera. Mit ihnen und damit Höllenfaust waren wir noch nicht in Berührung gekommen, und das war als erfreulicher Aspekt zu werten.

Aber würde uns auch in Zukunft eine Begegnung mit ihnen erspart bleiben? Jetzt, wo wir uns Thoran zum Feind gemacht hatten, war das eher unwahrscheinlich.

»Nun mach endlich deinen Hokuspokus«, sagte ich zu Mr. Silver. »Ich möchte gehen.«

»Heimweh, wie?« hänselte mich Mr. Silver.

»Ja, was dagegen?« brummte ich.

»Aber nein, Kleiner.«

»Hab' ich dir heute schon was furchtbar Nettes gesagt?«

»Ich erinnere mich nicht.«

»Dann mach so weiter, und du kriegst was zu hören.«

Der Ex-Dämon grinste. »Wir wollen uns wieder vertragen, okay?«

»Meinetwegen, und jetzt fang an.«

Mr. Silver wandte sich dem wabernden Nebelkreis zu. Er wurde ernst, konzentrierte sich, schloß die Augen und streckte die Arme so vor, daß seine Handflächen nach unten gerichtet waren.

Als sich sein Mund öffnete, vernahm ich kehlige Laute…

Dämonensprache. Die Handflächen meines Freundes fingen an zu leuchten. Sie sandten Lichtkegel nach unten, wie Lampen über einem Billardtisch.

Und dieses Licht bewirkte ein Zischen, Knirschen und Knistern.

Der Nebel, in dem sich schwarze Magie befand, geriet in Aufregung. Er zog sich ringsherum zusammen, türmte sich im Zentrum auf, verwandelte sich in eine graue Flamme, die mit einem dumpfen Laut verpuffte.

Sobald der Nebel verschwunden war, existierte das Dimensionstor nicht mehr. Mr. Silver entspannte sich und wies auf die Stelle, die vor wenigen Augenblicken noch offen gewesen war.

»Bitte sehr, du kannst gefahrlos darübergehen.«

»Ich lasse lieber dir den Vortritt«, sagte ich skeptisch.

»Zweifelst du an meinen Fähigkeiten?«

»Vorsicht ist die Mutter der Porzellankisten.«

»Na schön, dann werde ich das Versuchskaninchen spielen.«

»Aha, die Rolle hattest du mir zugedacht, Schlaumeier. Aber ich bin nicht so dumm, wie du aussiehst.«

»Ich dachte, wir vertragen uns wieder.«

»Tun wir das nicht?« fragte ich grinsend.

Der Ex-Dämon testete den Fußboden. Als nichts passierte, betrat auch ich die Stelle, und sie trug uns beide. Die Gefahr war gebannt.

»Du bist der Größte«, sagte ich zu dem Zwei-Meter-Hünen und klopfte ihm anerkennend auf die Schulter.

Wir verließen Frank Esslins Haus, und ich fragte mich, wie wohl das Wiedersehen mit dem Söldner der Hölle aussehen und ausgehen würde.

Ein Taxi brachte uns zum John F. Kennedy International Airport, wo ein Flugzeug aus Tucker Peckinpahs Flotte auf uns wartete. Jener Jet, mit dem Mr. Silver über den Atlantik gekommen war, war mittlerweile wieder nach England zurückgekehrt.

Ich freute mich auf zu Hause, auf meine Freundin Vicky Bonney, auf Roxane, auf unsere Freunde und Nachbarn Oda und Lance Selby…

Einfach auf alles…

***

Albert Montana war einer der korrektesten Zollbeamten, die auf dem Kennedy Airport Dienst taten. Mit Stolz trug er die Uniform, und sein beruflicher Ehrgeiz garantierte ihm die besten Aufstiegsmöglichkeiten.

Dennoch konnte man ihn nicht als karrieresüchtig bezeichnen.

Er gehörte nicht zu denen, die über Leichen gehen, die rücksichtslos ihr Ziel ansteuern und denen es egal ist, wie viele Feinde sie sich damit schaffen.

Albert hatte viele Freunde in seinem Kollegenkreis. Keiner konnte etwas Nachteiliges über ihn sagen. Er war gewissermaßen ein Musterzöllner, an dem sich die anderen ein Beispiel nahmen.

Vor einem halben Jahr hatte ihn ein tragischer Schicksalsschlag getroffen: Jason Montana, sein Vater, hatte das Haus verlassen und war nicht mehr heimgekommen.

Alle Anstrengungen, die die Familie unternahm, den Vater wiederzufinden, blieben fruchtlos. Niemand wußte, was aus Jason Montana geworden war.

Hatte er genug von seiner Familie gehabt? War er aus seinem Leben ausgebrochen, um anderswo neu anzufangen? So etwas kommt hin und wieder vor.

Nur bei Jason Montana konnte sich das keiner vorstellen, denn er hatte seine Familie über alles geliebt. Wenn er wirklich fortgegangen war, ohne ein Wort zu sagen, wenn er seine Familie tatsächlich im Stich gelassen hatte, gab es dafür eine Erklärung: Er mußte den Verstand verloren haben.

Oder war er am Ende nicht freiwillig weggegangen? Hatte man ihn entführt? Diese Vermutung war ziemlich haltlos; stand auf tönernen Beinen.

Die Montanas lebten zwar nicht in Armut, aber für Kidnapper gab es bei ihnen nicht viel zu holen. Eine Entführung schloß Albert Montana deshalb von vornherein aus.

Blieb noch die Möglichkeit eines Kapitalverbrechens, doch warum sollte jemand Jason Montana umbringen? Er hatte keine Feinde. Er

lebte mit der Welt in Frieden.

Deshalb schloß Albert Montana auch einen Mord aus. Weil er sich einfach kein Motiv dafür vorstellen konnte. Und weil er nicht glauben wollte, daß sein Vater nicht mehr lebte.

Für ihn war Jason Montana nicht tot. Er, der Optimist, hoffte, daß eines Tages die Tür aufgehen und der Vater wieder eintreten würde. Er war beinahe sicher, daß es irgendwann einmal dazu kommen würde. Und er redete das seither Schwester Estella und seiner Mutter Sybil hartnäckig ein.

»Vater ist nicht tot!« behauptete er immer wieder. »Ihr werdet sehen, wir erhalten bald ein Lebenszeichen von ihm.«

Sybil Montana sah die Sache realistischer. Wenn man von einem Menschen ein halbes Jahr lang nichts hört, schwinden die Hoffnungen allmählich…

Aber sie widersprach ihrem Sohn nicht, der so innig mit seinem Vater verbunden gewesen war. Sie hätte seine Hoffnung gern geteilt, doch es war ihr nicht möglich.

»Albert! He, Albert!« sagte lachend sein Kollege. »Sag mal, träumst du mit offenen Augen?«

Der junge Zollbeamte blinzelte verwirrt. »Was gibt's Hank?«

»Ich habe dich etwas gefragt.«

»So? Was denn?«

»Wie's mit heute abend aussieht.«

»Mit heute abend?« fragte Albert Montana gedankenverloren.

Hank boxte ihm in die Rippen. »Hör mal, das kannst du doch noch nicht verschwitzt haben. Ich bin mit dieser schwarzen Mieze verabredet. Sie bringt ein blondes Gift für dich mit. Ich kann doch hoffentlich noch mit dir rechnen, sonst habe ich zwei Girls am Hals.«

Montana lachte. »Na und? Das wäre doch kein so großes Malheur für dich.«

»Doch.«

»Du bist bestimmt stark genug für zwei.«

»Normalerweise wären zwei Mädchen wirklich kein Problem für mich.« Er lachte. »Hank Jones ist der reinste Stier. Aber ein erstes Rendezvous mit zwei Freundinnen ist so gut wie kein Rendezvous. Da hält eine die andere davon ab, das zu tun, was jede allein furchtbar gern tun würde. Du verstehst? Deshalb darfst du mich auf keinen Fall hängenlassen. Das würde ich dir nie verzeihen.«

»Ist schon okay. Wann wird zum Sammeln geblasen?«

»Zwanzig Uhr. Manhattan, Battery Park. Eingang Pearl Street.«

»Ich werde da sein.«

»Aber sei um Himmels willen pünktlich.«

»Bin ich schon mal zu spät gekommen?«

»Ich wollt's nur gesagt haben«, bemerkte Hank Jones und verließ den

Dienstraum.

Albert Montana schüttelte lächelnd den Kopf. Dieser Hank war der hinterletzte Typ. Hinter jedem Rock war er her, und wenn ein Rendezvous mal nicht zustande kam, war er todunglücklich und stinksauer.

Mädchen waren sein Lebensinhalt. Er sammelte sie wie andere Leute Bierdeckel oder leere Zigarettenschachteln. Ein Verrückter, dachte Montana und verließ ebenfalls das Dienstzimmer.

Er betrat die Ankunftshalle des Airports, und plötzlich legten sich eiskalte Finger um sein Handgelenk. Er wandte sich der Person zu, die ihn angefaßt hatte, und blickte in das beinahe mumifizierte Gesicht eines dürren Greises…

***

Der Alte röchelte fürchterlich. Die pergamentene Haut an seiner Kehle zitterte.

Seine tiefliegenden Augen funkelten böse. Albert Montana wollte sich von seinem Griff befreien, doch in den sehnigen Händen befand sich eine unglaubliche Kraft.

»Lassen Sie mich los!« verlangte Albert Montana ungehalten.

Die Finger des Fremden waren so kalt wie die eines Toten.

»Albert!« röchelte der Unbekannte.

Der junge Zollbeamte blickte ihn verwirrt an.

»Du mußt mitkommen, Albert!«

»Wohin?«

»Er erwartet dich.«

»Wer?«

»Du bist meine Ablösung, Albert!«

»Verdammt noch mal, wovon reden Sie? Sind Sie nicht ganz bei Trost?«

»Ich war lange weg. Weit weg. In einer anderen Welt. Doch nun bin ich wieder hier, und du mußt nach drüben.«

Ein Verrückter, dachte Albert Montana, dem das Aussehen des Alten unter die Haut ging. Wie konnte ein so ausgezehrter Mensch überhaupt noch leben?

Der Greis bestand nur noch aus Haut und Knochen, und doch war er so stark, daß der Zollbeamte sich von seinem Griff nicht befreien konnte.

»Du bist der nächste, Albert«, flüsterte der Fremde.

Dem Uniformierten rieselte es kalt über den Rücken. Ich muß etwas tun, sagte er sich. Der Mann braucht ärztliche Hilfe.

Montana rief zwei Sicherheitswachen. Die Polizisten – mit Maschinenpistolen bewaffnet – setzten sich in Bewegung. Es war ihre Aufgabe, für Ruhe und Ordnung zu sorgen und eventuelle

Terroranschläge zu verhindern.
»Würden Sie mich endlich loslassen?« sagte Albert Montana energisch.
»Du kommst mit mir! Ich befehle es dir!«
»Sie spinnen ja!«
»Du darfst Radheera nicht warten lassen!«
»Wer ist Radheera, verdammt?«
Der Greis packte nun auch mit der anderen Hand zu. Er wollte den Zollbeamten fortschleppen. Die Polizisten begannen zu laufen. Fluggäste blieben neugierig stehen.
Sie verfolgten den Kampf des Zollbeamten mit diesem furchtbar aussehenden Greis, und niemand konnte verstehen, wie es möglich war, daß der Alte noch so kräftig war.
Albert Montana wehrte sich ohne Erfolg. Der Greis zerrte ihn mit sich. Die Polizisten streiften die MPi-Riemen ab und brachten ihre automatischen Waffen in Anschlag.
»Halt!«
Der Greis scherte sich nicht um sie. Er zerrte Albert Montana weiter.
»Verdammt noch mal, helft mir!« schrie der Zollbeamte.
Der Greis schlug mit seinen Fäusten auf ihn ein. »Du mußt mitkommen, mußt mich ablösen! Radheera wartet!«
Einer der beiden Sicherheitsbeamten erreichte den rabiaten Alten. Er drückte ihm den MPi-Lauf gegen den Körper. »Okay, Mann, und jetzt werde langsam wieder friedlich.«
Der Greis ließ Albert Montana wütend los. Mit einer Schnelligkeit, die ihm keiner zugetraut hätte, fuhr er herum. »Du darfst mich nicht von meiner Aufgabe abhalten!« zischte er.
»Komm zu dir, Opa. Mach keinen Ärger!«
»Ich muß Albert fortbringen!«
»Du bringst niemanden fort! Du kommst mit uns!«
»Ihr könnt mich nicht daran hindern, meine Aufgabe zu erfüllen!«
»Wetten, doch?« Die Sicherheitsbeamten ergriffen den seltsamen Greis.
»Wer sind Sie?« fragte Albert Montana heiser.
Der Alte lachte rauh. »Hast du mich immer noch nicht erkannt?«
»Nein. Wieso kennen Sie meinen Vornamen?«
»Weil ich dein Vater bin. Ich bin Jason Montana!«

***

Der Schock traf Albert Montana mit ungeheurer Wucht.
Unmöglich. Dieser Mann konnte niemals, sein Vater sein. Jason Montana war 47 Jahre alt.
Dieser klapperdürre Greis war mindestens doppelt so alt. Wie kam er dazu, sich als sein Vater auszugeben? Albert war völlig durcheinander.

Nie und nimmer war das Jason Montana. Aber warum behauptete der seltsame Fremde das?

»Los, wir gehen!« sagten die Sicherheitsbeamten. Und zu Albert: »Sie kommen am besten auch gleich mit.«

»Okay«, sagte Montana verstört.

»Na schön!« kreischte auf einmal der Greis. »Ihr wollt es nicht anders. Mir soll's recht sein!«

Er riß sich los. Die Sicherheitsbeamten waren nicht kräftig genug, um es zu verhindern. Der Alte drehte durch. Er schlug mit seinen knochendürren Fäusten auf die Polizisten ein.

Sie hatten jedoch Hemmungen, auf diesen dürren Greis zu feuern. Herrgott nochmal, es mußte doch möglich sein, mit dieser Jammergestalt fertigzuwerden.

Der Alte, der sich Jason Montana nannte, traf einen Sicherheitsbeamten voll am Kinn. Der Uniformierte ging zu Boden, und der Greis stürzte sich mit einem krächzenden Schrei auf ihn.

Blitzschnell entriß er dem Beamten die Maschinenpistole, klemmte sie an seine Seite und schwang damit herum. Der Lauf der MPi wies auf Albert Montana.

»Du weigerst dich, mitzukommen! Dann stirb!« schrie der Alte und zog den Stecher durch.

Der Zollbeamte war kreidebleich geworden, als er in die MPi-Mündung blickte. Er ließ sich augenblicklich fallen, und diese schnelle Reaktion rettete ihm das Leben.

Die Maschinenpistole hämmerte. Feuerblumen tanzten vor der Mündung. Die Garbe zischte knapp über Albert Montana hinweg und schlug gegen die Wand.

Weit waren die Schüsse zu hören. Die Reisenden ergriffen schreiend die Flucht, suchten hinter Säulen, Bänken und Abfertigungspulten Deckung.

Der Greis wollte die zweite Garbe tiefer setzen. Weitere Sicherheitsbeamte eilten herbei, und als der Alte sich ihnen wütend zuwandte und seine Waffe erneut Feuer speien ließ, schossen sie zurück.

***

Das war die Situation, die wir vorfanden, als wir den John F.

Kennedy International Airport von New York erreichten. Die peitschenden Schüsse alarmierten uns.

Wir dachten an Terroristen. Kein allzu abwegiger Gedanke.

Man ist nirgendwo auf der Welt vor ihnen sicher. Sie können jederzeit an jedem Ort auftauchen, ein schreckliches Blutbad anrichten und sich anschließend über die Publicity freuen, die die Medien für sie machen.

Solche Nachrichten verbreiten sich wie ein Lauffeuer rund um den Globus. Ich hätte es lieber gesehen, wenn sich die guten Nachrichten mit dieser Geschwindigkeit verbreitet hätten.

Aber wen interessieren schon gute Neuigkeiten?

Katastrophen, die sind gefragt…

Mr. Silver und ich liefen dorthin, wo die Schüsse fielen und uns bot sich ein eigenartiges Bild. Wir sahen einen Greis, den nur noch seine Kleider zusammenzuhalten schienen.

Und das Verrückte an der Situation war, daß dieser Alte wie von Sinnen um sich ballerte. Die Sicherheitsbeamten hatten keine andere Wahl.

Sie mußten das Feuer erwidern. Ich sah, wie der Greis mehrmals getroffen wurde. Die Kugeln schlugen in seinen Körper.

Er zuckte und vollführte – bedingt durch die Aufprallwucht der Treffer – einen grotesken Tanz.

Mir fielen die Löcher in der Brust des Greises auf, und ich stellte verblüfft fest, daß dort dünne, kleine Staubwolken herauswehten. Und der Alte brach nicht zusammen, obwohl ihn gut ein Dutzend Kugeln tödlich getroffen hatten.

Ich warf Mr. Silver einen hastigen Blick zu. »Hier geht’s doch nicht mit rechten Dingen zu, Silver!«

»Schwarze Magie!« erwiderte der Ex-Dämon. »Das kannst du mit Sicherheit annehmen, Tony.«

Schießend zog sich der Greis zurück.

»Vielleicht können wir ihn uns schnappen!« zischte Mr. Silver durch die Zähne.

Der Alte verschwand aus unserem Blickfeld. Die Sicherheitsbeamten folgten ihm, obwohl sie erkannt hatten, daß sie mit ihren Waffen nichts gegen ihn ausrichten konnten.

Er verletzte zwei Polizisten. Die anderen blieben stehen, wagten sich nicht mehr weiter. Der unheimliche Greis verließ das Flughafengebäude.

Die Sicherheitsbeamten wollten uns daran hindern, ihm zu folgen, doch wir ließen uns nicht aufhalten. Hier fühlten wir uns zuständig, und man hätte uns dankbar sein sollen, daß wir uns einschalteten.

Eine Glastür. Wir stießen sie auf und rannten nach draußen.

Nervös sahen wir uns um. Wo war der Alte mit der MPi abgeblieben? Er schien sich in Luft aufgelöst zu haben.

Nirgendwo war der Greis zu erblicken. Mr. Silver und ich trennten uns. Wir bemühten uns, eine Spur des gefährlichen Alten zu finden, doch wir hatten kein Glück mit unseren Bemühungen.

Der Greis, den schwarze Magie – obwohl tödlich getroffen – am Leben hielt, war verschwunden.

»Darum müssen wir uns kümmern, Tony«, sagte Mr. Silver.

»Bin ganz deiner Meinung«, erwiderte ich.
»Endlich mal.«
»Du sagst ja so selten was Vernünftiges«, bemerkte ich ätzend und kehrte mit dem Ex-Dämon in die Flughafenhalle zurück.

***

Die Wogen der Aufregung schlugen länger als eine Stunde lang hoch. Es gab polizeiliche Untersuchungen, Augenzeugen wurden vernommen, der Tatort fotografiert, man führte Vermessungen durch, und das ganze Karussell drehte sich vorwiegend um einen Mann, der Albert Montana hieß, das fand Mr. Silver für uns heraus.
Montana war die Zentralfigur. Wir störten die polizeilichen Ermittlungen nicht, behielten nur Albert Montana, den Zollbeamten, im Auge.
Selbstverständlich brauchte er nach diesem Schock – der seltsame Greis wollte ihn immerhin erschießen – nicht bis zum Dienstschluß zu bleiben.
Sein Vorgesetzter schickte ihn nach Hause, sobald die Polizei keine Fragen mehr an ihn hatte. »Nun sind wir an der Reihe, Silver«, sagte ich zu meinem Freund.
Wir folgten dem jungen Zollbeamten. Er verließ das Airportgebäude und begab sich zu seinem Wagen. Kurz bevor er ihn erreichte, holten wir ihn ein.
»Mr. Montana«, sagte ich.
Er drehte sich mit einem Ruck um, wirkte nervös und mißtrauisch. Ich konnte es ihm nicht verdenken. Er war nur knapp dem Tod entronnen, und der tödlich getroffene Greis war geflohen, als hätten die Sicherheitsbeamten mit Platzpatronen auf ihn geschossen.
Ich erklärte dem Zollbeamten, wer wir waren und welchen Job wir hatten.
Dämonenjäger… Vielleicht hätte eruns ausgelacht, wenn er nicht dieses schreckliche Erlebnis gehabt hätte. Der Alte, der nicht umgefallen, war, als die Kugeln ihn durchsiebten, ließ Albert Montana über Leute wie uns etwas anders denken.
»Die Polizei hat Ihnen eine Menge Fragen gestellt, Mr. Montana«, sagte ich. »Es tut mir leid, daß nun auch wir viele Fragen an Sie haben. Ich hoffe, Sie werden das verstehen.«
Der Zollbeamte nickte langsam. »Natürlich, Mr. Ballard. Ich bin bereit, alles zu tun, damit Sie diesen gefährlichen Alten kriegen. Was möchten Sie wissen?«
»Erzählen Sie uns erst einmal genau, was passierte.«
Er wies auf seinen Wagen. »Wollen wir uns nicht ins Auto setzen?«
»Okay.«
Er schloß die Türen auf, wir stiegen ein. Mr. Silver nahm im Fond

Platz, ich setzte mich auf den Beifahrersitz, während sich Albert Montana hinter das Steuer schwang.

Seine Hände krampften sich so fest um das Lenkrad, daß die Knöchel weiß durch die Haut schimmerten. »Als ich das Dienstzimmer verließ, war der unheimliche Alte plötzlich da«, berichtete Montana. »Eiskalt waren seine Finger, die sich um mein Handgelenk schlossen. Er sprach mich mit meinem Namen an, sagte, ich solle mit ihm kommen. Es war mir nicht möglich, mich aus seinem Griff zu lösen. Er sagte, jemand würde auf mich warten.«

»Wer?« wollte ich wissen.

»Ich habe den Namen vergessen«, sagte Montana. Er dachte angestrengt nach. »Es war ein fremd klingender Name. Er will mir nicht einfallen.«

»Bemühen Sie sich nicht«, sagte ich. »Wenn man's erzwingen will, klappt's zumeist erst recht nicht.«

»Der alte Mann sagte, ich müsse ihn ablösen.«

»Ablösen? Wobei?«

»Das erwähnte er nicht. Für mich war er ein Geisteskranker, der dringend ärztlicher Hilfe bedurfte, deshalb rief ich die beiden Sicherheitsbeamten. Daraufhin wurde der Greis rabiat. Er hatte unglaubliche Kräfte. Er schlug auf mich ein, und wenn die Polizeibeamten mich von ihm nicht befreit hätten, wäre es ihm gelungen, mich aus der Halle zu zerren. Es war auch den Polizisten unmöglich, ihn zu überwältigen. Er schlug einen der beiden nieder und riß dessen Maschinenpistole an sich. Als er die Waffe auf mich richtete, dachte ich, meine letzte Stunde habe geschlagen. Noch nie reagierte ich schneller. Ich ließ mich fallen, und die Kugeln sausten über mich hinweg. Ich war dem Tod noch nie so nah. Die Erinnerung treibt mir jetzt noch den Schweiß aus allen Poren.«

»Das ist verständlich«, sagte ich. »Sind Sie sicher, den Alten noch nie gesehen zu haben?«

»Ganz sicher, Mr. Ballard.«

»Er nannte Sie bei Ihrem Namen, also muß er Sie gekannt haben.«

»Ja, er behauptete etwas Verrücktes.«

»So? Was?«

»Er wäre Jason Montana, mein Vater.«

Der Zollbeamte erzählte uns vom Verschwinden Jason Montanas vor einem halben Jahr. Er sprach von den verschiedenen Vermutungen, die damals ausgesprochen worden waren.

Aber auf eine Idee war niemand gekommen: daß Jason Montana einem dämonischen Angriff zum Opfer gefallen sein konnte. Diesen Verdacht sprach nun Mr. Silver aus.

»Wer denkt denn an so was?« sagte der Zollbeamte mit belegter Stimme. »Dämonen…«

»Sie glauben nicht an ihre Existenz?« fragte ich.
»Nun, es fällt mit sehr schwer… Andererseits… Dieser Mann wurde von einem Dutzend Kugeln durchlöchert und überlebte. Das muß einem natürlich zu denken geben…« Albert Montana brach plötzlich ab und starrte mich entgeistert an.
Sah ich für ihn auf einmal so aus wie dieser seltsame Greis?
»Was ist? Was haben Sie?« fragte ich den Zollbeamten beunruhigt.
»Mein Gott, Mr. Ballard… Großer Gott…« Montana war plötzlich zutiefst erschüttert.
»Was ist denn?«
»Der Ring! Der Greis trug einen Ring! Er trug den Ring meines Vaters! Himmel, er sagt die Wahrheit! Es *ist* mein Vater!«

***

Ein Mann ging aus dem Haus und verschwand auf Nimmerwiedersehen. Das passierte vor einem halben Jahr hier in New York. Und nun tauchte dieser Mann wieder auf.
Als Greis, schon fast eine Mumie, aber unglaublich stark, und gewöhnliche Kugeln vermochten ihm nichts anzuhaben. Er war zu einer tragischen Figur in einem satanischen Spiel geworden.
Siebenundvierzig – und doch schon ein Greis. In einem halben Jahr war er doppelt so alt geworden, und böse. Er wollte seinen Sohn holen und ihn zu jemandem bringen.
Ablösen sollte ihn Albert Montana. Ich fragte mich, wie der Zollbeamte in einem halben Jahr ausgesehen hätte, wenn es geklappt hätte.
Jason Montana war zurückgekehrt – von irgendwo her. Ich ging davon aus, daß ihn schwarze Kräfte in dieser kurzen Zeit so sehr ausgezehrt hatten.
Und nun – ausgemergelt – kehrte er zurück, und sein junger Sohn sollte ihn ablösen. So sah ich den Fall. Die Geschichte hatte für mich vorläufig abernoch einen Haken, und das war die Stärke des Greises.
Ausgezehrt, und doch noch so kräftig, ja kräftiger sogar als früher, das paßte nicht zusammen. Ein Rätsel, das ich lösen mußte. Ich fragte Mr. Silver, wie er darüber dachte.
Eine Lösung des Rätsels wußte der Ex-Dämon im Moment aber auch noch nicht. Mein Blick streifte Albert Montana, der jetzt noch mehr erschüttert war.
Mit tonloser Stimme sagte er: »Ich habe die Hoffnung nicht aufgegeben, daß er eines Tages zurückkommt. Aber daß er mir in dieser Jammergestalt begegnen würde, damit habe ich nicht gerechnet… Wäre es da nicht besser, er wäre… tot?«
»Sie haben recht«, schaltete sich Mr. Silver ein. »Das wäre wirklich besser, denn Ihr Vater hat sich verändert. Der dämonische Einfluß hat

ihm geschadet. Dadurch wurde er zur Gefahr für die Menschen.«
Albert Montana schluckte. Seine Augen füllten sich mit Tränen.
Er schüttelte den Kopf. »Das ist so entsetzlich, daß ich es nicht begreifen kann.«
»Ihr Vater hatte einen Auftrag, den er nicht ausführen konnte«, sagte Mr. Silver. »Es gelang ihm, zu entkommen…«
Der Zollbeamte drehte sich zu dem Hünen um. »Werde ich ihm noch einmal begegnen, Mr. Silver?«
»Das ist zu befürchten«, antwortete der Ex-Dämon.
»Gütiger Himmel, wie kann ich mich vor ihm schützen?«
»Sie selbst sind machtlos gegen ihn«, sagte ich. »Deshalb wäre es klug von Ihnen, wenn Sie uns erlaubten, ein Auge auf Sie zu haben.«
»Sie meinen, Sie würden mich bewachen?«
»Wie Bodyguards«, sagte Mr. Silver.
»Das… das kann ich mir nicht leisten.«
»Es kostet Sie nicht einen Cent«, sagte ich.
»Aber Sie sind Privatdetektive und leben bestimmt nicht vom Draufzahlen.«
»Wir werden anderweitig unterstützt«, bemerkte Mr. Silver.
»Machen Sie sich wegen der Bezahlung keine Sorgen, das geht schon in Ordnung.«
»Nun, dann… dann wäre ich dumm, wenn ich Ihr Angebot nicht annehmen würde.«
»Sehr richtig«, sagte ich und streckte dem Zollbeamten die Hand entgegen. Er schlug ein, und damit war die Sache besiegelt.
Wir würden alles daransetzen, um diesem sympathischen Mann das Leben zu erhalten.
Würden wir auch noch etwas für seinen Vater tun können?
Oder war Jason Montana an die schwarze Macht verloren?
»Radheera!« sagte Albert Montana unvermittelt.
Der Name traf mich wie ein Faustschlag.
»Das war der Name, den mein Vater erwähnte«, sagte der Zollbeamte. »Jetzt erinnere ich mich wieder. Er sagte, Radheera würde warten.«
Mr. Silver und ich wechselten einen vielsagenden Blick. Wie es aussah, würden wir es nach Thoran nun mit Radheera, einem weiteren Mitglied der Grausamen 5, zu tun kriegen.

***

Albert Montana nahm uns mit nach Hause und stellte uns seiner Mutter und seiner Schwester vor. Als er erzählte, was geschehen war, schienen ihm Sybil und Estella nicht zu glauben.
Selbst unsere Bestätigung seiner Schilderung nützte nicht viel.
Es war ja auch nicht leicht zu begreifen, daß dämonische Kräfte so

großen Einfluß auf die Menschen haben konnten.

Radheera steckte also hinter diesem satanischen Spiel. Ich reimte mir einiges zusammen. Aus irgendeinem Grund hatte sich der Magier-Dämon Jason Montana geholt.

Ich ging davon aus, daß Radheera denMann in die Prä-Welt Coor entführt hatte. Welches grauenvolle Schicksal Jason Montana dort erwartet hatte, wußte ich nicht.

Jedenfalls war er innerhalb von nur sechs Monaten zu einer halben Mumie geworden, der Radheera die Rückkehr auf die Erde ermöglichte. Aber nur deshalb, um ihm Albert zu bringen.

Lag ich mit meiner Kombination richtig? Eine Antwort darauf hätte mir Jason Montana geben können, doch wir hatten keine Ahnung, wo er steckte.

Wir mußten warten, bis er zuschlug – das aber konnte für Albert Montana tödlich enden, wenn wir nicht höllisch aufpaßten.

Wir wußten nicht, was Jason Montana nun vorhatte.

Würde er noch einmal versuchen, seinen Sohn zu Radheera abzuschleppen? Oder hatte er jetzt nur noch eines im Sinn: Albert zu töten? Wir ließen uns von Sybil Montana das Haus zeigen. Sie war mit ihren 46 Jahren immer noch eine sehr attraktive Frau, blond und dunkeläugig.

Traurige Schatten trug sie im Gesicht, und das bestimmt schon seit dem Verschwinden ihres Mannes. Das Haus war nicht groß.

Aber die Räumlichkeiten reichten für eine Familie.

Wir machten uns mit der neuen Umgebung vertraut. Der Vollständigkeit halber öffnete Sybil Montana auch noch die Badezimmertür, um uns einen Blick hineinwerfen zu lassen.

Überall herrschte Ordnung und Sauberkeit. Sybil Montana nahm ihren Beruf als Hausfrau sehr ernst. Man merkte ihre Gewissenhaftigkeit auf Schritt und Tritt.

Als ich mich umwandte, begegnete mir ihr fragender, ratloser, zweifelnder Blick. »Ist das wirklich wahr, Mr. Ballard?«

»Hat Ihnen Ihr Sohn schon mal die Unwahrheit erzählt, Mrs. Montana?« antwortete ich mit einer Gegenfrage.

Sie schüttelte den Kopf. »Nein. Albert ist immer ehrlich. Er kann nicht lügen.«

»Dennoch zweifeln Sie an seinen Worten?«

»Verstehen Sie das denn nicht? Diese Geschichte ist so ungeheuerlich, so unglaubwürdig…«

»Wir haben gesehen, was geschah, Mrs. Montana. Und es gibt Hunderte Augenzeugen.«

»Ich bin ja bereit, zu glauben, daß die Sicherheitsbeamten auf einen Greis schossen, daß sie ihn auch trafen, daß er durch ein Wunder überlebte, aber ich kann einfach nicht glauben, daß dieser furchtbare

Unhold mein Mann war.«
»Er trug einen Ring, den Albert erkannte.«
»Jason hing an seinem Sohn. Er würde ihm niemals etwas zuleide tun. Dieser Mann wollte Albert erschießen.«
»Nun, Mrs. Montana, vielleicht sollte ich zugeben, daß dieser gefährliche Greis nicht mehr der Mann ist, mit dem Sie verheiratet waren. Radheera hat ihn mit seiner Magie verändert.«
Sybil Montana schüttelte den Kopf. »Es ist mir unbegreiflich, Mr. Ballard…«
Ein schriller Schrei gellte unten auf. Meine Kopfhaut spannte sich. Ging der Kampf in die zweite Runde? Mr. Silver und ich eilten zur Treppe und stürmten die Stufen hinunter.
Wir hörten ein widerliches Lachen, als wir den Living-room erreichten. »Auf dem Bildschirm, Mr. Ballard!« krächzte Estella Montana. »Wir haben das Gerät eingeschaltet!«
Nein, Magie hatte das Fernsehgerät aktiviert, und auf dem TV-Schirm war das runzelige Gesicht des Greises zu sehen.
Zwischendurch flirrten immer wieder blaue Blitze über das Glas.
Jason Montana starrte uns haßerfüllt an, und er lachte so schaurig, daß es uns durch Mark und Bein ging. »Estella«, sagte er mit hohntriefender Stimme und richtete seinen durchdringenden Blickauf seine Tochter. »Wie schön, dich wiederzusehen.«
Das Mädchen zitterte wie Espenlaub. »Daddy?«
»Ganz recht, ich bin dein Daddy«, sagte die Horror-Fratze.
»Wo ist deine Mutter, Estella?«
»Ich bin hier«, preßte Sybil Montana hinter mir erschüttert hervor. Nun konnte sie nicht mehr zweifeln. Jetzt hatte sie den untrüglichen Beweis, daß die haarsträubende Geschichte ihres Sohnes wahr war.
»Sybil, mein Liebling!« höhnte die Fratze.
Es war widerlich.
»Freust du dich, mich zu sehen?« fragte Jason Montana. »Ich bin zurückgekehrt. Werdet ihr mich wieder bei euch aufnehmen? Natürlich werdet ihr das. Ich bin doch euer lieber Daddy.«
»Genug!« brüllte Albert. »Ich kann das nicht mehr hören!« Er stürmte auf den Fernsehapparat zu, hatte vergessen, daß das Gerät gar nicht ausgeschaltet war, wollte es abdrehen.
Als er den Knopf berührte, erhielt er einen gewaltigen Stromschlag, der ihn aufschreien ließ und zurückschleuderte.
Funken tanzten auf seiner Hand, die er heftig schüttelte, als hätte er sich verbrannt.
Ich fing ihn auf, und die Funken auf seiner Hand erloschen. Ich sah Brandblasen, und Alberts Gesicht war schmerzverzerrt.
»Ungezogener Junge!« spottete Jason Montana. »Du warst schon auf dem Flugplatz ungehorsam. Sag mal, was hast du denn gegen deinen

Vater?«
»Du bist nicht mein Vater!« schrie Albert. »Du bist ein Monster!«
»Hat man Töne! Ich werde von meinem eigenen Fleisch und Blut verleugnet!«
»Laß uns in Ruhe!« schrie Albert. »Verschwinde!«
»Ich bin hier zu Hause.«
»Nicht mehr! Wir haben dich vor einem halben Jahr verloren!«
»Hast du nicht die ganze Zeit auf meine Rückkehr gehofft? Und nun, wo ich zurückgekehrt bin, willst du nichts von mir wissen? Was soll das denn, Albert?«
»Geh weg!« schluchzte Estella. »Geh bitte endlich weg!«
Ich drängte Albert zur Seite und näherte mich dem Geisterbild.
Jason Montana starrte mich haßerfüllt an, doch er konnte mir keine Angst einjagen.
»Wer bist du? Was willst du von mir?« knurrte die Horror-Fratze.
»Du hast deine Familie genug erschreckt!« sagte ich und stieß meine Faust nach vorn. Ganz knapp vor der Mattscheibe bremste ich den Schlag ab, so daß nur mein magischer Ring das Glas berührte.
Die Fratze brüllte auf. Sie explodierte mit einem hellen Knall, prallte gegen die Ränder des Schirms und zerfloß. Eine braungraue Masse rann auf das Zentrum zu, verschmolz zu einem immer kleiner werdenden Punkt und war schließlich nicht mehr zu sehen.
Der nervenzermürbende Spuk war zu Ende. Sybil atmete hörbar auf. Estella schluchzte immer noch. Albert nahm sich ihrer an. Er trat zu ihr.
»Ruhig, Estella. Es ist ja gut. Es ist vorbei.«
»O Albert, es ist so entsetzlich… Daddy… Wie er aussieht… Unser armer Daddy. Wer hat dieses Scheusal aus ihm gemacht?«
»Radheera«, sagte ich und erklärte dem Mädchen, wer das war.
»Warum unsere Familie, Mr. Ballard?« fragte Sybil Montana erschüttert. »Warum hat es ausgerechnet uns getroffen?«
»Ich vermute, Radheera schlug wahllos zu. Ihr Mann verließ damals das Haus und begegnete dem Magier-Dämon, und diese rein zufällige Begegnung wurde Ihrem Mann zum Verhängnis.«

***

Damals.
Vor einem halben Jahr…
Es war Anfang November. Kälte kroch durch New Yorks Straßen. Naßkalte Windböen fegten um die Ecken und verscheuchten die Menschen. Sie verkrochen sich in ihren Wohnungen.
Wer nicht mußte, verließ das Haus nicht. Jason Montana mußte. Er hatte es seinem Freund Rock Dunne versprochen, und jedes Versprechen, das Montana einem Freund gab, war ihm heilig.

Der Anruf hatte ihn vor einer halben Stunde erreicht. Er war allein zu Hause gewesen und hatte gerade geduscht. Das Telefon schlug an, und Jason Montana brummte: »Natürlich, es läutet immer nur dann, wenn man sich darüber ärgert.«

Er versuchte das lästige Klingeln zu überhören, und das Läuten verstummte auch tatsächlich nach dem zehnten Mal. Aber danach gab der Anrufer noch nicht Ruhe.

Er unternahm einen zweiten, noch quälenderen Versuch, und Jason Montana blieb nichts anderes übrig, als das Bad zu verlassen. Er schlüpfte in seinen Frotteemantel.

Mit nassen Füßen, glänzende Spuren auf dem Boden hinterlassend, ging er an den Apparat. »Hallo!«

»Endlich«, sagte der Anrufer aufatmend. »Meine Güte, ich dachte schon, du wärst nicht zu Hause.«

»Wo sollte ich denn sonst bei diesem Sauwetter sein?«

erwiderte Jason Montana, der bereits wußte, daß er Rock Dunne an der Strippe hatte. »Ich hoffe, es macht dir nichts aus, daß ich gerade unter der Dusche stand…«

»Oh, das tut mir leid, Jason. Ich konnte nicht wissen, daß du… Wo ist denn Sybil?«

»Beim Zahnarzt.«

»Die Ärmste. Und deine Kinder?«

»Albert hat Dienst, und Estella hat wohl noch in der Schule zu tun. Was hast du denn auf dem Herzen?«

»Es fällt mir nicht leicht, dich darum zu bitten, wo du doch gerade aus der Dusche kommst«, sagte Rock Dunne.

»Wieso? Warum geht's denn?«

»Ich hab' meinen Wagen zerlegt, die verdammte Mistkarre. Die Kupplung war im Eimer. Jetzt krieg' ich das verfluchte Ding nicht mehr zusammen, und ich brauche morgen das Auto ganz dringend. Muß nach Boston. Jason, du bist meine einzige Rettung. Wenn du mir nicht hilfst, baue ich eine Dynamitkerze ein, stecke die Zündschnur an und halte mir die Ohren zu – so eine Stinkwut habe ich auf dieses Vehikel.«

Montana lachte. »Na, so weit wollen wir es doch nicht kommen lassen.«

»Du kommst?«

»Klar, ich kann meinen besten Freund doch nicht im Stich lassen.«

»Jason, das werde ich dir nie vergessen.«

»Schon gut, du gibst mal einen aus, und wir sind quitt, okay?«

»Mach' ich.«

»Aber ein paar Minuten mußt du dich gedulden.«

»Natürlich. Hauptsache, ich weiß, daß du kommst. Ich bin ehrlich am Verzweifeln.«

»Man zerlegt eben kein Auto, wenn man nicht sicher ist, daß man's wieder zusammenkriegt.«
»Wir haben's doch schon mal zusammen getan.«
»Ja, aber da machte ich die meiste Arbeit.«
»Ich dachte, dir gut genug zugeguckt zu haben.«
»Scheint ein Irrtum gewesen zu sein.«
»Das glaube ich langsam auch«, sagte Rock Dunne. »Also bis gleich. Zieh dir was an, sonst holst du dir meinetwegen noch einen Schnupfen.«
Sie legten gleichzeitig auf. Der Windrüttelte an den Fenstern, und Jason Montana seufzte. Was tut man nicht alles für einen Freund, dachte er.
Dabei hatte er sich auf eine schöne kühle Dose Kräuterbier gefreut und auf die Übertragung des Basketballspiels. Rock würde seinen tragbaren Fernsehapparat in der Garage aufstellen müssen.
Das würde er zur Bedingung machen, sonst würde er keine Schraube anrühren. Grinsend eilte Jason Montana nach oben. Mit seinen 47 Jahren fühlte er sich noch großartig in Form, und in mancher Sportart nahm er es sogar noch mit seinem Sohn auf.
Im Tennis zum Beispiel. Da gewann Albert nur alle Jubeljahre einmal.
Eine halbe Stunde nach dem Anruf verließ Jason Montana das Haus. Er trug eine warme alte Stoffjacke, deren Kragen er hochstellte, und außerdem hob er auch noch die Schultern, um seinen Nacken vor der feuchten Kälte des Novemberwinds zu schützen.
Es war nicht weit bis zu Rock Dunnes Haus. Jason Montana legte diese Strecke immer zu Fuß zurück. »Wozu hat man schließlich Beine?« sagte er immer. »Damit man sie benutzt. Sonst verkümmern sie. Und wie sieht ein Mensch mit verkümmerten Beinen aus?«
Er bog um die Ecke. Um den Weg abzukürzen, durchquerte er einen kleinen, finsteren Park. Die dürren, blattlosen Zweige der Bäume bewegten sich wippend.
Äste sägten knarrend aneinander. Furchtsame Naturen hätten sich nach Einbruch der Dunkelheit nicht in diesen Park gewagt, doch Jason Montana war der Meinung, ihm könne nichts passieren.
Wovor sollte er sich fürchten? Vor dem Überfall eines Penners oder eines Junkies? Niemand sollte es wagen, sich ihm in den Weg zu stellen.
Er hatte harte Fäuste, mit denen er sich zu wehren verstand.
In seiner Jugend hatte er einige Jahre geboxt. Das verlernt man nicht völlig.
Natürlich konnte er nicht mehr die Form von einst bringen, aber für einen Rauschgiftsüchtigen reichte es allemal noch. Jason Montana beeilte sich.

Er wollte so bald wie möglich wieder zu Hause sein. Sybil war nicht gern allein, deshalb verbrachte er nahezu jede freie Minute mit ihr zusammen.

Er liebte seine Frau. Seit 24 Jahren waren sie nun schon miteinander verheiratet, aber sie waren einander immer noch sehr zugetan. Sicherlich, der erste wilde Sturm war vorbei, aber sie hatten sich nicht auseinandergelebt, wie das bei anderen Ehepaaren so häufig vorkam. Ihre Beziehung hatte sich in all den Jahren vertieft, war zu einer Bindung geworden, die erst der Tod würde trennen können.

Etwas flatterte über Jason Montanas Kopf hinweg. Irgendein Vogel. Der Mann kümmerte sich nicht um ihn. Erst als das Flattern wiederkam, hob er den Blick.

Es war zu dunkel, um Genaues erkennen zu können, aber es konnte sich um einen Falken handeln. Einen Falken? Hier in New York? Solche Tiere konnten in der Stadt doch nicht existieren.

Mit kräftigen Flügelschlägen stieg der Greifvogel hoch und blieb über Jason Montana in der Luft stehen. Sonderbar, dachte Montana. Wie wenn er auf Beutesuche wäre. Sieht er mich als seine Beute an? Er soll sich ja nichts erlauben, sonst wird er gerupft.

Mit zitternden, kurzen Flügelbewegungen hielt sich der schwarze Falke in der Luft. Plötzlich stieß er ein durchdringendes Kreischen aus, und ein zweiter Falke gesellte sich zu ihm.

Jason Montana blieb verwundert stehen. Manchmal spielte die Tierwelt aus irgendeinem unerfindlichen Grund verrückt. Ein fehlgeleiteter Instinkt konnte daran schuld sein.

Wale schwammen an Land, obwohl sie wußten, daß sie dort verenden würden, Delphine rasten mit voller Absicht gegenHafenkaimauern, um sich das Leben zu nehmen…

Und Falken suchten die Stadt auf, um hier zu verhungern, denn was sollten sich die Greifvögel hier schon krallen? Autos?

Motorräder?

Alles war hier asphaltiert und betoniert, und Jason Montana war davon überzeugt, daß es in diesem Park keine einzige Maus gab. Moment mal, dachte er dann. Seit wann machen Falken denn nachts Jagd? Das ist ja ganz was Neues.

Die beiden dort oben mußten tatsächlich verrückt sein. Die beiden? Verdammt, es waren auf einmal drei, und soeben gesellte sich ein vierter Falke zu ihnen.

Woher kamen sie? Was suchten sie hier? Unwillkürlich fragte sich Jason Montana, ob er das Ziel dieser übergeschnappten Räuber der Lüfte sein könnte.

Hatten sie ihn als Opfer ausgewählt? Würden sie sich auf ihn stürzen? Ein Schauer überlief ihn. Die Situation gefiel ihm nicht.

Wie eine schwarze Unheilwolke schwebten die Falken über ihm.

Er setzte seinen Weg fort, strebte dem Parkausgang zu. Ein neuerliches Kreischen veranlaßte ihn, nach oben zu sehen. Jetzt waren es fünf.

Wieso jagten diese Falken in der Nacht? Montana konnte nicht wissen, daß es sich bei diesen Tieren um keine gewöhnlichen Falken handelte.

Es waren Satansfalken, schwarze Geschöpfe, Killer der Hölle!

Die Grausamen 5 machten damit Jagd auf alles, was ihnen begegnete. Zumeist jagten sie mit ihren Satansfalken auf der Prä-Welt Coor, aber sie nahmen die gefährlichen gefiederten Jäger auch in andere Welten mit.

So tauchten zum Beispiel Thoran mit seinen Satansfalken im Reich der grünenSchatten auf. [6]

Doch woher hätte Jason Montana all das wissen sollen?

Die Greifer setzten urplötzlich zum Sturzflug an. Jetzt gab es keinen Zweifel mehr für Montana. Er war ihr Ziel. Mit langen Sätzen ergriff er die Flucht.

Doch die Blutvögel ließen ihn nicht entkommen. Sie stoben knapp über ihm auseinander. Drei griffen ihn von vorn an, er stoppte und wich zurück.

Sie streckten ihm ihre Greifer mit den scharfen Krallen entgegen. Glühten ihre Augen? Es kam Jason Montana so vor. Er hob abwehrend die Arme.

Eine messerscharfe Kralle schlitzte seinen Jackenärmel auf. Er erhielt einen Schlag gegen den Hinterkopf, stöhnte auf und wankte. Um ihn herum war ein ständiges Flattern und Kreischen.

Schnabelhiebe trafen ihn. Er schlug nach den gefiederten Angreifern, stieß seine Faust nach oben, traf die harte Brust eines Satansfalken, erwischte mit der Linken einen Flügel, riß das zuckende Tier herunter und warf es auf den Boden.

Er wollte auf den Kopf des Falken treten, doch das Tier flitzte sofort wieder hoch und griff den Mann erneut an. Ein weiterer, noch härterer Schlag warf Jason Montana auf die Knie.

Er blutete aus mehreren Wunden, war benommen und erschöpft. Aber er wollte, er durfte nicht aufgeben, sonst war er verloren. Er sah jetzt ein, daß es falsch gewesen war, mit diesen fliegenden Bestien zu kämpfen.

Er hätte mit allen Mitteln seine Flucht durchsetzen müssen.

Würde er dafür jetzt noch die Kraft aufbringen? Es mußte gelingen. Er biß die Zähne zusammen.

Die Satansfalken ließen sich auf ihn fallen. Sie gruben ihre Greifer in seine dicke Jacke. Er warf sich zur Seite, wälzte sich keuchend über den Boden, um die flatternden Tiere loszuwerden.

Sie ließen ihn auch tatsächlich los, under sprang auf, fegte zwei

Falken zur Seite und rannte, so schnell er konnte. Doch die Falken drängten ihn ab.

Mit immer neuen Angriffen zwangen sie ihn, die Richtung zu ändern, und bald erkannte Jason Montana entsetzt, daß die grausamen Blutvögel mit ihm spielten.

Sie trieben ihn im Kreis, würden ihn zu Tode hetzen. Zwei Satansfalken stürzten sich auf seine Beine. Sie krallten sich in seine Waden.

Der glühende Schmerz ließ Jason Montana verzweifelt aufschreien. Er konnte keinen Schritt mehr tun, war mit seinen Kraftreserven am Ende.

Erschöpft und vor Schmerzen stöhnend brach der Mann zusammen. Jetzt töten sie dich! dachte er, als er lang hinschlug.

Sie würden sich auf ihn setzen, ihm die Kleidung vom Leib fetzen und ihre furchtbaren Schnäbel in sein Fleisch schlagen.

Damit rechnete er, und seine Hände krampften sich zu Fäusten zusammen. Sybil, Estella, Albert – seine Familie –, er würde sie nicht wiedersehen…

Der verzweifelte Mann schloß mit seinem Leben ab. Doch kaum lag er erledigt im Dreck, ließen die Satansfalken von ihm ab. Sie waren diesmal mit keinem Mordauftrag losgeschickt worden.

Jason Montana konnte es nicht fassen, daß ihm diese gefiederten Ungeheuer das Leben gelassen hatten. Ein neuer Lebenswille erwachte in ihm, und sogleich waren die Schmerzen leichter zu ertragen. Mühsam stemmte er sich hoch.

Die Falken griffen ihn nicht gleich wieder an. Waren Sie verschwunden, diese schrecklichen Alptraumvögel? Hatte es ihnen genügt, ihm ihre Kraft und ihre Überlegenheit zu demonstrieren?

Schweiß und Blut tropften von Jason Montanas Gesicht.

Speichel rann ihm aus dem offenen Mund. Er stöhnte laut, und es fiel ihm sehr schwer, sich zu erheben.

Als er endlich unsicher auf den Beinen stand, dachte er nicht mehr daran, sich zuRock Dunne zu begeben. Er hatte nur einen Wunsch: Er wollte schnellstens nach Hause, die Wunden versorgen, sich hinlegen.

Seine Familie würde aus allen Wolken fallen, wenn sie sah, wie ihn diese verdammten Blutvögel zugerichtet hatten. Wenn Sybil nach Haus kam, würde er ihr nicht erlauben, das Licht aufzudrehen.

Er würde ihr zuerst schonend beibringen, wie er aussah, damit sie vor Schreck keinen Nervenzusammenbruch erlitt. Einen Moment hatte Jason Montana den Verdacht, daß hier die Hölle ihre Hand im Spiel hatte.

Daß er damit ziemlich richtig lag, ahnte er nicht. Die Grausamen 5 waren von Asmodis, dem Fürsten der Finsternis, persönlich geschaffen worden.

Er hatte den Magier-Dämon Höllenfaust zu ihrem Anführer gemacht und sie in der Prä-Welt Coor eingesetzt, die sie seither beherrschten.

Aber sie tauchten auch immer wieder in anderen Dimensionen auf. Keine Welt war vor den Grausamen 5 sicher. Mal schlugen sie zusammen zu, dann wiederum getrennt.

Es gab keine festen Regeln, an die sich die Grausamen hielten. Sie waren unberechenbar, mit einer unbeschreiblichen Machtgier behaftet und gemeingefährlich.

Das hatte Jason Montana an diesem Novemberabend zu spüren gekriegt. Er wischte sich den Schweiß aus den Augen, dachte, der Horror wäre vorbei, doch er irrte sich.

Er sollte die Satansfalken gleich wiedersehen, und auch den, der sie auf ihn gehetzt hatte: Radheera – ein Mitglied der Grausamen 5!

Mit schleppenden Schritten kehrte Jason Montana um. Da nahm er in der Dunkelheit plötzlich eine Bewegung wahr.

Erschrocken blieb er stehen.

Die Satansfalken hatten seinen Mut gebrochen. Er hatte jetzt Angst in diesemfinsteren Park. Jemand kam auf ihn zu. Ein Mann war es, aber er paßte nicht in diese Welt.

Er trug einen schwarzen Brustpanzer und einen Flügelhelm, der ebenfalls schwarz war und die obere Hälfte seines Gesichts verdeckte.

Ein langes, goldenes Schwert baumelte an seiner Seite.

Genauso sahen auch die anderen Mitglieder der Grausamen aus. Nur Thoran besaß außerdem noch einen schweren goldenen Hammer, der an seinem rechten Handgelenk hing.

Fassungslos starrte Jason Montana den unheimlichen Fremden an. Radheera hielt in seiner Linken einen Stab mit Quersprossen, und auf diesen saßen die Satansfalken, die Montana so schwer verletzt hatten.

»Wer sind Sie?« preßte Montana heißer hervor.

»Man nennt mich Radheera.«

»Wo – woher…?«

»Du vermutest richtig, ich lebe nicht auf dieser Welt.«

»Auf welcher…?«

»Meine Heimat ist Coor.«

Jason Montana hatte von dieser Welt noch nie gehört. Coor.

Wo war das? Und was wollte ein Wesen aus einer anderen Welt hier? Warum hatte ihn Radheera von seinen Satansfalken angreifen lassen?

»Du wirst Coor sehen«, sagte der Magier-Dämon.

Wie eine Dampframme hämmerte Montanas Herz. Er würde Coor sehen? Was bedeutete das? Daß ihn dieses Wesen in eine andere Welt entführte?

Großer Gott, das war ja entsetzlich. »Ich will nicht!« krächzte Montana.

»Du wirst nicht gefragt!« knurrte Radheera. »Von nun an bin ich dein

Herr, und du tust, was ich will!«

»Lieber sterbe ich!« schrie Jason Montana verzweifelt auf. Er rang die Hände und sank vor Radheera auf die Knie. »Gnade! Ich flehe Sie an! Nehmen Sie mich nicht mit! Lassen Sie mich hier! Ich habe Familie! Ich kann sie nicht verlassen!«

»Aber ja kannst du«, erwiderte der Magier-Dämon rauh.

Mitleid war eine Vokabel, die er nicht kannte.

Er streckte die rechte Hand aus. Die Handfläche war Jason Montana zugewandt. Sie fing an zu leuchten. Radheera hob den Arm und senkte ihn langsam.

Etwas Unglaubliches passierte. Der Schein, der von Radheeras Hand ausging, senkte sich von oben auf Jason Montana herab.

Der Mann erstarrte stöhnend.

Die Szene wirkte wie eine riesige Fotografie, vor der der Magier-Dämon stand. Und über diese Fotografie schien er mit seiner Hand zu wischen.

Was dabei geschah, war für jeden Menschen unvorstellbar.

Radheera löschte Jason Montana wie mit dem Schwamm von der Tafel. Zuerst war nur Montanas Kopf weg, dann der Hals, dann die Brust.

Je tiefer die Hand des Magier-Dämons sank, desto mehr verschwand von Jason Montana, bis von ihm nichts mehr zu sehen war. Radheera hatte ihn völlig verschwinden lassen.

Und sechs Monate später sollte Montana wieder in New York auftauchen.

Als Greis…

***

Mr. Silver und ich hatten einige Mühe, Montanas Familie zu beruhigen. Sie standen noch alle unter dem Schock des Erlebten.

Sybil Montana kümmerte sich um die Brandblasen, die sich Albert geholt hatte, als er das – vermeintlich eingeschaltete –Fernsehgerät abschalten wollte.

»Glaubst du jetzt, was ich auf dem Airport erlebt habe, Ma?«

fragte der junge Zollbeamte.

Sybil Montana nickte. »Ja, Albert. Nun muß ich es wohl glauben.«

Ich fühlte mit diesen Menschen. Sie hatten Jason Montana, ihr Familienoberhaupt, zweimal verloren. Damals vor sechs Monaten, als er das Haus verließ und nicht mehr zurückkehrte.

Und heute, denn sie hatten erkennen müssen, daß er nicht mehr auf ihrer Seite stand. Er war zur Gefahr für sie geworden.

Er hatte seinen Sohn zu Radheera bringen wollen.

Das bedeutete für mich, daß sich der Magier-Dämon in New York aufhielt. Ich rechnete damit, daß Jason Montana sein Vorhaben noch

nicht aufgegeben hatte.

Er würde mit Sicherheit wieder versuchen, seinen Sohn in seine Gewalt zu bringen, denn Radheera wartete nach wie vor auf Albert. Wo? Wo wartete das Mitglied der Grausamen 5?

Wenn wir das gewußt hätten, wäre uns bedeutend wohler gewesen. Wir hätten nicht gezögert, den Magier-Dämon anzugreifen. Mit vereinten Kräften hatten wir bestimmt gute Siegeschancen gegen hin.

Wir hatten auch Rufus, den Dämon mit den vielen Gesichtern, zur Strecke gebracht. Dieser Erfolg hatte mein Selbstvertrauen sehr gestärkt, ohne daß ich mich deshalb nun für einen Supermann gehalten hätte.

Ich kannte meine Grenzen und war bestrebt, sie niemals aus den Augen zu verlieren, denn sonst wurde das Risiko zu hoch für mich, und die Gegenseite hatte es nicht leicht, sich Tony Ballard, den Dämonenhasser, für immer vom Hals zu schaffen.

Ich schob mir ein Lakritzbonbon in den Mund. Albert Montana zündete sich eine Zigarette an. Estella – brünett und 19 Jahre alt – saß wie ein kleines Häufchen Elend auf der Sitzbank und starrte unentwegt auf den Fernsehapparat, der ihr ihren Vater als greises Monster gezeigt hatte.

Sybil Montana nahm sich einen Drink.

Als sie die Flasche zuschraubte, fiel ihr ein, daß sie uns fragen sollte, ob wir auch einen Drink haben wollten.

Sie hielt inne, wandte sich uns zu und fragte: »Darf ich Ihnen auch etwas anbieten?«

Wir lehnten nicht ab, bekamen jeder ein Glas, das reichlich mit Bourbon gefüllt war. Sybil Montanas Blick pendelte zwischen mir und Mr. Silver hin und her.

»Was wird weiter geschehen?« fragte sie.

»Das können wir leider nicht voraussagen«, antwortete der Ex-Dämon.

»Jason versuchte Albert auf dem Flugplatz zu töten. Wird er’s noch einmal probieren?«

»Entweder das, oder es kommt zu einem zweiten Entführungsversuch«, meinte der Hüne.

»Glauben Sie, daß Sie das verhindern können?« fragte Sybil Montana bange.

»Wir wissen nicht, welche Tricks Jason Montana anwenden wird, um sein Ziel zu erreichen. Radheera hat ihn zu seinem Werkzeug gemacht, und wie wir gesehen haben, kann er als solches Dinge tun, die ihm vor einem halben Jahr noch unmöglich gewesen waren. Außerdem können ihm zum Beispiel gewöhnliche Kugeln nichts anhaben. Er hat sich von Grund auf verändert.«

»Werden Sie ihn…« Sybil Montana fiel es sichtlich schwer, es

auszusprechen. Sie setzte noch einmal an. »Werden Sie Jason töten?«
»Wir werden diesen Greis höchstwahrscheinlich vernichten müssen«, sagte Mr. Silver.
Sybil biß sich auf die fahle Unterlippe.
»Zunächst aber werden wir versuchen, ihn lebend in unsere Gewalt zu bekommen«, fuhr der Ex-Dämon fort.
»Wozu?« fragte Sybil.
»Jason Montana ist zwar sehr gefährlich, aber das größte Übel ist zweifellos Radheera. An ihn müssen wir kommen, und Jason muß uns den Weg zu ihm zeigen.«
»Wird er das denn tun?« fragte Sybil zweifelnd.
Mr. Silver schmunzelte. »Wir werden ihm keine andere Wahl lassen. Drücken Sie uns die Daumen, daß wir den Greis auf Anhieb gut in den Griff kriegen, Mrs. Montana.«
Die Frau senkte den Blick. »Wie kann ich Ihnen für das danken, was Sie für meinen Sohn, für uns alle tun?«
»Wir erachten es als unsere Pflicht, Menschen, die von finsteren Mächten bedroht werden, zu helfen«, sagte ich.
»Sie haben dabei bestimmt schon sehr oft Ihr Leben aufs Spiel gesetzt.«
Ich zuckte mit den Schultern. »Das läßt sich hin und wieder leider nicht vermeiden.«
»Sind Sie verheiratet, Mr. Ballard?«
»Nein. Die Gefährlichkeit meines Jobs erlaubt es mir nicht, eine Familie zu gründen. Ein Opfer, das ich meinem Beruf bringen muß.«
»Haben Sie nicht manchmal den Wunsch, einen anderen Beruf auszuüben?«
»Nein, Mrs. Montana, denn mir ist klar, daß ich mich vor dieser Verantwortung nicht drücken darf. Es gibt nur sehr wenige Männer, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, die schwarze Macht zu bekämpfen. Wenn sie eines Tages aufgeben würden, wäre es schlecht um die Welt bestellt, das Böse würde sie überschwemmen.«
Sybil blickte auf ihren Sohn. »Radheera darf ihn nicht auch noch kriegen. Ich habe meinen Mann an diesen Dämon verloren. Albert muß mir erhalten bleiben!«
»Wir werden nicht von seiner Seite weichen!« versprach Mr. Silver.
Im selben Moment vernahmen wir ein gespenstisches Poltern.
Über uns. JasonMontana, dachte ich sofort. Nachdem er sein Geisterbild auf dem Fernsehschirm entstehen ließ, schien er nun persönlich zu Hause eingetroffen zu sein.

***

Cruv war ein häßlicher Gnom, der in seiner Heimat Coor bestimmt nicht alt geworden wäre. Die Prä-Welt Coor war gespickt mit

tückischen Gefahren.

Es gab dort Riesenechsen, Flugdrachen, Elfen, Hexen, Urwelttiere. Und Mord-Magier – gut getarnt – durchstreiften das Land. Niemand war vor ihnen sicher.

Sie täuschten jeden, und wenn die Gelegenheit günstig war, schlugen sie tödlich zu. Cruv erinnerte sich noch gut an die Begegnung mit Soltaff, diesem gefährlichen Mord-Magier, der eine Tätowierung auf dem Rücken getragen hatte, die dem Knirps – als sie zum Leben erwachte – beinahe zum Verhängnis geworden wäre. [7]

Ein Gnom war nichts wert auf Coor. Sie waren die Verlierer, wurden von allen gejagt, konnten von niemandem Schutz oder Hilfe erwarten, und so kam es, daß kaum ein Gnom eines natürlichen Todes starb.

Cruv hatte das unwahrscheinliche Glück gehabt, Roxane, der Hexe aus dem Jenseits, zu begegnen. Sie war damals auf der Suche nach dem Tunnel der Kraft gewesen, denn Mr. Silver, ihr Freund, hatte seine übernatürlichen Fähigkeiten bei einem Kampf gegen Magos Schergen eingebüßt, [8] und es hieß, im Tunnel der Kraft könne er wiedererstarken.

Aber niemand konnte dem Ex-Dämon sagen, wo sich der Tunnel befand. Auf ihrem Weg durch Zeiten, Räume und Welten gelangte Roxane auf die Prä-Welt Coor, und sie kam gerade rechtzeitig um Cruv, der in größter Gefahr schwebte, das Leben zu retten.

Dankbar schloß er sich ihr danach an und zeigte ihr den Weg zum Tunnel. Unzählige Gefahren hatten sie überwinden müssen.

Mr. Silver und Tony Ballard waren zu ihnen gestoßen, und heute konnte sich Cruv rühmen, der einzige Gnom zu sein, der es geschafft hatte, bis zum Tunnel der Kraft vorzudringen.

Alle anderen, die dieses Wagnis vor ihm auf sich genommen hatten, waren auf der Strecke geblieben. Die Schlucht, die zum Tunnel führte, traf eine grausame Auslese.

Cruv hatte damals einen Dreizack besessen. Er hatte damit viele Gefahren abgewehrt, ohne daß etwas Besonderes an dieser Waffe gewesen wäre.

Im Tunnel der Kraft luden sich die Spitzen des Dreizacks dann aber magisch auf, und seither stand dem Kleinen eine Waffe zur Verfügung, die er gegen dämonische Gegner wirksam einsetzen konnte.

Tony Ballard, Roxane und Mr. Silver nahmen den Gnom mit auf die Erde, und hier schloß der Kleine sich dem »Weißen Kreis«

an, einer Vereinigung von Gleichgesinnten, die Daryl Crenna, der Mann aus der Welt des Guten, ins Leben gerufen hatte, und die es sich zum Ziel gesetzt hatte, das Böse zu bekämpfen.

Heute war Cruvs Dreizack nicht mehr wiederzuerkennen. Daryl Crenna alias Pakka-dee hatte die Waffe zu einem harmlos aussehenden Spazierstock umbauen lassen, doch wenn Cruv am Silberknauf drehte,

zuckten unten die drei magisch geladenen Spitzen heraus.

Zur Zeit bestand der »Weiße Kreis« aus vier Mitgliedern. Aus Daryl Crenna, Mason Marchand alias Fystanat – er stammte ebenfalls aus der Welt des Guten – Cruv und Anthony Ballard, dem Hexenhenker, den sich Pakka-dee aus dem Totenreich geholt hatte und der ein Vorfahre des Dämonenhassers Tony Ballard war.

Indirekt war es seine Schuld, daß Tony Ballard zum Dämonenjäger wurde, denner hatte einst sieben Hexen am Galgenbaum aufgehängt und damit ihre Rache auf sein Dorf und die nachfolgenden Generationen der Ballards gezogen. [9]

Alle hundert Jahre waren diese sieben Hexen über das Dorf hergefallen, und immer mußte unter ihren Opfern auch ein Ballard sein. Erst Tony Ballard schaffte es, sie endgültig zu vernichten, und damit begann für ihn ein gefahrvolles, abenteuerreiches Leben.

Vor kurzem war Pakka-dee etwas Großes gelungen. Eine wahre Sensation. Etwas, das es auf der Welt nur einmal gab. Er hatte eine Art Frühwarnsystem geschaffen, das ihm schwarze Attacken anzeigte. [10] Ein Auge war es.

Yuums Auge.

Man nannte Yuum den Weisen aus der Unendlichkeit oder den Dreiäugigen, denn er besaß in der Mitte seiner Stirn noch ein drittes Auge, mit dem er schwarze Aktivitäten sehen konnte.

Dieses dritte Auge des Weisen aus der Unendlichkeit hatte Pakka-dee an die Wand gemalt. Er gab sich dabei sehr viel Mühe, denn nur wenn es Yuums Auge aufs Haar glich, war der Weise aus der Unendlichkeit bereit, es zu beleben.

Als das Kunstwerk fertig war, beschwor Daryl Crenna den großen Yuum, und dieser sandte Leben in das Gemälde, das sich in einem schwarzen Raum im Keller des Hauses befand.

Seither wachte Yuums Auge über die Welt. Aber es hatte seine Grenzen. Er konnte immer nur eine schwarze Aktivität zeigen.

Wenn also die schwarze Macht an mehreren Stellen gleichzeitig losschlug, mußte Yuums Auge eine Auswahl treffen.

Es berücksichtigte zuerst die Schwere der Gefahr, und wenn es zu gleichrangigen Angriffen kam, entschied sich Yuums Auge für jenen Ort, der näher war und somit schneller von den Mitgliedern des »Weißen Kreises« erreicht werden konnte.

Dieses Ereignis konnte man dann in Yuums Auge sehen. Es präsentierte sich wie auf einen Bildschirm. Wenn nichts passierte, senkte sich ein Lid über das Auge.

Es erweckte dann den Anschein, als würde es schlafen, doch das war nicht der Fall. Yuums Auge schlief niemals. Es war immer wach, immer auf dem Posten, damit ihm nichts entging, was die schwarze Macht in die Wege leitete.

Das Auge des Weisen aus der Unendlichkeit war eine große Hilfe für den »Weißen Kreis«, und Pakka-dee war mächtig stolz darauf, daß es ihm gelungen war, es zu schaffen.

Daß es funktionierte, hatte Tony Ballard selbst schon gesehen.

Daryl Crenna führte es ihm vor, und das Auge zeigte ihnen ein glühendes Skelett, das einem Silbersarg entstieg.

Es war das Skelett der Zauberin Arma gewesen, die der Sarg der tausend Tode freigab, und Tony konnte sich des roten Skeletts sofort annehmen.

Dieser Sarg der tausend Tode war für Mason Marchard alias Fystanat bestimmt gewesen. Metal, der Silberdämon, hatte den Auftrag erhalten, den Mann aus der Welt des Guten, der zum

»Weißen Kreis« stoßen wollte, abzufangen. [11]

Metal hatte sich mit seiner Freundin Arma sofort nach London begeben, und er hätte Fystanat auch vernichtet, wenn ihm nicht Tony Ballard und Mr. Silver zu Hilfe gekommen wären.

Statt Mason Marchand verlor damalsArma ihr Leben, und seither sann Metal grimmig nach Rache. Doch Fystanat war nicht leer ausgegangen.

Arma hatte Ratten geschaffen, die den Mann aus der Welt des Guten verletzten. Seither war er magisch gelähmt. Wie ein Brett lag er in Daryl Crennas Haus auf der Ledercouch, und niemand wußte, wie man ihm helfen konnte.

Zur Zeit befanden sich nur er und Cruv im Haus. Der häßliche Gnom saß neben Fystanat und versuchte den deprimierten Freund aufzuheitern.

»Kennst du den?« fragte Cruv. »Sagt ein Alkoholiker zum anderen: ›In letzter Zeit trinke ich bedeutend weniger‹ – ›Wieso?‹ fragt der andere. ›Weil ich das meiste verschütte.‹«

Cruv zitterte mit beiden Händen, doch Fystanat lachte nicht.

»Nun komm schon, Junge. Mach doch nicht so eine Leichenbittermiene. Davon wird man ja gemütskrank.«

»Das bin ich schon.«

»Mußt du mich unbedingt damit anstecken?«

»Lieg du mal so lange wie ich hier herum. Ob dir dann auch noch nach Scherzen zumute ist?«

»Du mußt dich mit deiner Situation abfinden, Fystanat.«

»Das kann ich nicht.«

»Tun wir nicht alles, was wir können? Hast du irgendeinen Grund, dich wegen schlechter Behandlung zu beklagen?«

»Nein, Cruv, ihr seid alle großartig zu mir. Aber sieh mich doch an. Wie ein Klotz liege ich da, kann nicht einmal den kleinen Finger bewegen. Wie lange soll ich das noch ertragen?«

»Wir werden eine Möglichkeit finden, dich von dieser Starre zu

befreien«, sagte der Gnom.
»Ach, Cruv, langsam glaube ich nicht mehr so recht daran.«
»Du darfst die Hoffnung nicht aufgeben.«
»Was nützt es, zu hoffen, wenn's aussichtslos ist.«
»Das ist es nicht, Fystanat. Bestimmt nicht.«
»Pakka-dee hat alles versucht.«
»Ist Pakka-dee für dich die letzte Instanz?«
»Kennst du sonst noch jemanden, der mir helfen könnte? Tony Ballard und seine Freunde sind mit ihrem Latein in meinem Fall ja auch am Ende.«
»Ich bin trotzdem felsenfest davon überzeugt, daß du dich eines Tages von dieser Couch erheben wirst.«
»Du bist ein unverbesserlicher Optimist. Beinahe krankhaft ist das schon.«
»Still, sonst kneife ich dich in die Nase.«
»Untersteh dich, du lächerlicher Knirps.«
»Gegen dich bin ich der Größte«, kicherte Cruv. »Ich könnte auf deinem Bauch Purzelbäume schlagen. Du wärst nicht in der Lage, mich daran zu hindern.«
»Das vergesse ich nicht, Kleiner. Ich habe ein Gedächtnis wie ein Elefant. Was du mir heute antust, weiß ich in zehn Jahren noch.«
»Ich hoffe, du hast nicht die Absicht, so lange hier faul herumzuliegen und uns die Arbeit tun zu lassen.«
»Das war nicht fair, Cruv.«
»Entschuldige«, sagte der Gnom. »Ich wollte dir nicht wehtun. – Ich werde mal einen Kontrollblick auf Yuums Augen werfen. Hoffentlich ist es geschlossen.«
»Gute Idee, in den Keller zu gehen. Dann habe ich wenigstens eine Weile Ruhe von dir, du Quälgeist.«
Cruv entfernte sich. Er lief mit seinen kurzen Beinen die Stufen hinunter und betrat den Raum mit den schwarzen Wänden. Er brauchte kein Licht aufzudrehen.
Das Auge strahlte ein silbriges Licht ab. Daryl Crenna alias Pakka-dee schien es mit Phosphorfarbe gemalt zu haben. Ein sehr großes Auge war es. Wie das Auge eines Riesen sah es aus.
Und es war offen!
Cruv hielt den Atem an. Sein Maßhemd wurde ihm zu eng. Er wischte sich mit der Hand aufgeregt übers Gesicht. Yuums Auge präsentierte ihm eine schwarze Aktivität.
Das Ereignis fand aber nicht in London statt. Nicht einmal in England, sondern jenseits des Atlantiks, in Amerika, in New York.
Ganz kurz sah der Gnom den gefährlichen Magier-Dämon Radheera.
Danach zeigte ihm Yuums Auge etwas anderes. Den John F.
Kennedy International Airport. Einen Greis mit beinahe

mumifizierten Zügen. Soeben war er erschienen.
Aus dem Nichts war er aufgetaucht, und er legte sich in der Nähe des Dienstzimmers der Zollbeamten auf die Lauer. Ein junger uniformierter Mann verließ diesen Raum.
Der Alte griff ihn an. Lautlos liefen vor Cruv die Ereignisse ab.
Er konnte nicht hören, was der Greis zu dem Zollbeamten sagte, aber er wußte, was in New York gespielt wurde, und er hatte gesehen, daß Radheera im Hintergrund die Fäden zog.
Cruv sah die Maschinenpistolen Feuer speien und den Greis entkommen, und er wußte, daß er sich in New York nützlich machen konnte.

***

»Einer von uns beiden muß in Alberts Nähe bleiben«, sagte ich zu Mr. Silver. Mein Blick heftete sich an die Decke.
»Ich seh' mal nach dem rechten«, brummte der Ex-Dämon.
»Vielleicht ist es nur ein Ablenkungsmanöver. Laß mich lieber nach oben gehen.«
»Okay, wie du willst.«
Albert Montana preßte die Lippen zusammen. Er war seinem Vater zweimal begegnet. Einmal auf dem Airport, einmal hier. Es reichte ihm.
Kalter Schweiß stand auf seiner Stirn. Er blickte seine Mutter und seine Schwester an. Beide regten sich nicht. Sie starrten nur zur Decke hoch.
Ich verließ den Living-room, betrat die Halle, legte meine Hand auf den Handlauf. Oben klappte eine Tür zu, obwohl sich alle Familienmitglieder im Wohnzimmer befanden.
Alle? Nein, nicht alle. Es fehlte Jason Montana. Aber konnte man den noch zur Familie rechnen? Er gehörte nicht mehr in dieses Haus. Er gehörte zu Radheera.
Er war ein Handlanger des Bösen, ein Feind seiner Familie, denn er führte Radheeras Willen aus, und der war schlecht für jeden Menschen.
Ich stieg vorsichtig die Stufen hinauf, beeilte mich nicht sehr, denn ich wollte nicht übereifrig in eine Falle laufen. Ich war bestrebt, das Risiko so gering wie möglich zu halten.
Stufe um Stufe legte ich zurück. In mir hatte Jason Montana einen Gegner, der ihm gefährlich werden konnte, denn ich war besser ausgerüstet als die Männer auf dem Airport.
Ihre Waffen reichten nicht aus, um schwarze Wesen unschädlich zu machen. Dafür brauchte man Spezialwaffen, und die besaß ich. Zwei Stufen noch.
Ich legte sie zurück und befand mich am oberen Ende der Treppe.

Stille umgab mich. War es die Ruhe vor dem Sturm?
Welche Tür war vorhin zugefallen?
Ich sah mich um. Plötzlich fing das Haus an, verrückt zu spielen. So kam es mir jedenfalls vor. Der Sisalläufer schlug auf einmal Wellen, die gegen mich brandeten und mich umwerfen wollten.
Ein eisiger Hauch fegte auf mich zu und riß sämtliche Bilder von den Wänden. Über mir pendelte ein Lüster wild hin und her.
Der Draht, an dem er hing, schien aus Gummi zu bestehen. Er wurde immer länger, und schon baldwurde der Lüster für mich zur Gefahr. Ich duckte mich. Hätte ich es nicht getan, wäre mir der Beleuchtungskörper mit großer Wucht gegen den Kopf geknallt.
Der Lüster schwang sofort zurück, hing noch tiefer. Ich sprang zur Seite, wurde an der rechten Schulter getroffen. Der Schlag riß mich herum. Ich fiel gegen eine Tür, sie schwang zur Seite, ich stürzte und landete in Estellas Zimmer. Der Lüster folgte mir. Er sauste auf mich herab, wollte mein Gesicht zerschlagen. Ich fing ihn mit beiden Händen ab.
Er führte stampfende Bewegungen durch, hob sich, senkte sich, hob sich, senkte sich… Die Kraft, die den Leuchtkörper nach unten preßte, wurde immer stärker.
Und nun schlang sich auch noch der Draht um meinen Hals.
Blitzschnell fiel mir mein Kampf mit dem Zombie-Detektiv Chuck Farda ein, der mich mit einem Telefonkabel zu erdrosseln versuchte. [12] Diesmal hielt den Draht niemand in seinen Händen. Dennoch befand ich mich in einer ähnlich kritischen Situation. Da schwarze Magie für dieses höllische Treiben verantwortlich war, hoffte ich, mich mit meinem Ring retten zu können.
Ich hämmerte meine Faust gegen den Lüster. Das Glas zersplitterte klirrend, die Glühbirne zerplatzte mit einem lauten Knall, ein Splitterregen ging auf mein Gesicht nieder, und ich schloß die Augen, um keine Verletzungen davonzutragen.
Atemlos wälzte ich mich zur Seite, als das Kabel von meinem Hals schnellte und ich wieder atmen konnte. Ich sprang auf, die Scherben fielen von mir ab, und ich sah, wie der Draht des Lüsters pfeifend hin und her peitschte.
Doch dieses Peitschen wurde langsam schwächer, und schließlich fiel der Draht auf den Teppich und regte sich nicht mehr. Die Magie meines Ringes hatte dieMagie, die sich in dem Lüster befunden hatte, zerstört.
Ich atmete einmal tief durch und verließ dann Estellas Zimmer.
Der Sisalläufer brandete mir sofort in neuen Wellen entgegen. Ich übersprang sie und erreichte jene Tür, hinter der ich Jason Montana vermutete.
Vorsicht! warnte mich eine innere Stimme. Montana erbeutete auf

dem Kennedy Airport eine Maschinenpistole!

Ich griff nach dem Türknauf und hatte das Gefühl, eine Viper hätte mich gebissen. Ein heiserer Schrei entrang sich meiner Kehle. Ich schlug mit dem Ring gegen den Knauf, es zischte, und die Tür sprang auf.

Und dann sah ich den Alten. Er stand vor mir. Aber nur für einen Sekundenbruchteil. Dann stand er an einer anderen Stelle.

Er wechselte seine Positionen, ohne daß ich sah, wie er sich bewegte.

Es war vielmehr so, daß er an einer Stelle verschwand und an einer anderen erschien. Handelte es sich um Trugbilder? Als er neben mir auftauchte, wollte ich ihn packen, doch meine Finger sausten durch ihn hindurch.

Aha, er narrte mich also. Er befand sich gar nicht wirklich in diesem Raum. Er gaukelte mir seine Präsenz nur vor, schuf Halluzinationen, die von der Wirklichkeit nicht zu unterscheiden waren.

Er bewegte mit der Kraft, die ihm Radheera verlieh, den Frisierspiegel. Aus einer Kommode riß er Schubladen heraus, ohne diese anzufassen. Sie flogen mir entgegen.

Ich federte in die Hocke, und die ungewöhnlichen Wurfgeschoße verfehlten mich. Krachend zerbrachen sie an der Wand. Ein Schrank wackelte.

Ich kam gerade noch rechtzeitig weg, sonst hätte das schwere Möbelstück mich unter sich begraben. Jason Montana zog eine Menge Register.

Mir wurde das zu bunt. Verdammt, ich wollte nicht gegen Trugbilder kämpfen, sondern gegen den Mann, der seinen Sohn zu Radheera bringen sollte.

Also – Rückzug. Als ich mich umwandte, glaubte ich endlich den echten Jason Montana zu sehen. Er trug auch die MPi, während die Halluzinations-Gestalten unbewaffnet gewesen waren.

Der gefährliche Greis schoß jedoch nicht auf mich, sondern eilte die Treppe hinunter. Erstaunlich, wie schnell er war. Ich folgte ihm. Er legte wieder Fußangeln aus, und es gelang ihm auch mich zu Fall zu bringen, doch ich war sofort wieder auf den Beinen und rannte weiter.

Immer zwei Stufen überspringend, erreichte ich die Halle, riß die Living-room-Tür auf und stürmte hinein. Ein beinahe statisches Bild bot sich mir.

Albert Montana, seine Mutter, seine Schwester und auch Mr. Silver hatten sich seit meiner Abwesenheit nicht von der Stelle gerührt. Sie hatten den Lärm gehört und blickten mich nun gespannt an.

»Wo ist er?« fragte ich keuchend.

»Jason Montana? Nicht hier«, sagte Mr. Silver.

»Das verstehe ich nicht. Ich sah ihn die Treppe herunterlaufen.«

»Hat er dich eben angegriffen?«

»Nicht direkt«, sagte ich und berichtete im Telegrammstil, was sich soeben abgespielt hatte.

Jason Montana hatte sich nicht ins Wohnzimmer begeben, aber er befand sich im Haus.

»Laß diesmal mich ihn suchen«, verlangte Mr. Silver.

»In Ordnung.«

Wir tauschten die Rollen. Nun war ich der Leibwächter der Montanas. Der Ex-Dämon stampfte grimmig davon.

»Vergiß nicht, daß wir ihn lebend brauchen!« rief ich ihm nach.

Sybil Montana war leichenblaß geworden. Der Spuk, den ihr Mann entfesselt hatte, war beinahe zuviel für ihre schwachen Nerven, obwohl sie nicht allzuviel davon mitgekriegt hatte.

Ein Glück, daß Jason Montana sich im Obergeschoß und nicht hier unten ausgetobt hatte. Mit Spannung wartete ich auf das Ergebnis, das Mr. Silver erzielen würde.

Würde es ihm gelingen, Jason Montana zu erwischen? Die Minuten verrannen wie zähflüssiger Sirup. Wir hörten keinen Kampflärm, keine anderen Geräusche, überhaupt nichts.

Mr. Silver suchte den Greis bestimmt auch im Keller. Vielleicht stieß er dort auf ihn. Ich wünschte es mir für Sybil, für Estella, für Albert Montana, die schon genug Angst ausgestanden hatten.

Schnapp ihn dir, Silver! dachte ich. Mach ihn unschädlich!

Bring ihn her, damit wir ihn nach Radheeras derzeitigem Aufenthaltsraum fragen können.

Niemand von uns fiel auf, daß sich die Eichenholztür der Durchreiche öffnete. Ich bemerkte es erst, als es fast schon zu spät war, und meine Kopfhaut zog sich prickelnd zusammen.

Dann sah ich Messer.

Vier Stück!

Und vier Personen befanden sich im Wohnzimmer. Vier Personen – vier Messer… Für jeden eines. Sie hingen in der Luft.

Niemand hielt sie.

Ihre langen, scharfen Klingen wiesen auf uns. Als ich meinen Warnschrei ausstieß, sausten die Messer los. Sie fegten durch den Raum. Jedes Messer kannte sein Ziel.

Albert Montana und seine Schwester reagierten auf meinen Warnruf prompt. Aber Sybil Montana blieb starr stehen. Ich wußte nicht, ob die Messer uns nur verletzen oder töten sollten.

Mir war nur klar, daß ich verhindern mußte, daß Sybil Montana davon getroffen wurde. Wie vom Katapult geschleudert flog ich auf sie zu.

Mit ausgestreckten Armen erreichte ich sie und riß sie mit mir zu Boden. Die Messer verfehlten allesamt ihr Ziel, und das war für mich eine große Erleichterung.

Ein Zittern und Poltern ging durch die Wände. Es hatte den Anschein, als wollte Jason Montana das Haus zum Einsturz bringen. Mr. Silver kehrte zurück.

Ohne den Greis.

Mist!

Der Ex-Dämon legte seine Hände auf die Wand neben der Tür und jagte einen Magiestoß hinein. Ein Jaulen und Kreischen fegte durch das Haus.

Es schien durch den Schornstein hinauszufahren, verwehte irgendwo hoch oben, und dann war Ruhe. Eine Wohltat nach all den Aufregungen. Es war nur schade, daß wir das Ganze nicht mit Jason Montanas Anwesenheit in unserer Mitte krönen konnten.

***

Sybil und Estella hatten sich nach oben begeben, um Ordnung zu machen. Den umgestürzten Schrank konnten sie natürlich nicht an seinen Platz stellen.

Das besorgte Mr. Silver für sie. Ich blieb die ganze Zeit bei Albert Montana, damit er uns nicht abhanden kam. Die Stunden vergingen.

Sybil Montana und ihre Tochter deckten den Eßtisch. Wenig später servierten uns die beiden ein leckeres Abendessen.

Während des Essens fiel kaum ein Wort.

Estella hatte keinen großen Appetit. Auch Sybil schob ihren Teller bald von sich. Nur wir Männer schaufelten alles brav in uns hinein, was uns vorgesetzt worden war.

Nach dem Essen tranken wir leichten Weißwein, und es wurden von den Familienangehörigen Mutmaßungen geäußert, was Jason Montana damals vor einem halben Jahr zugestoßen sein konnte.

Wir wußten es alle nicht. Ich hatte zwar meine Theorie, aber die mußte nicht stimmen. Die Wahrheit würden wir wohl erst erfahren, wenn wir Jason Montana in unsere Gewalt gebracht hatten.

Oder vielleicht erfuhren wir's von Radheera persönlich. Wer uns half, dieses Geheimnis zu lüften, war eigentlich von zweitrangiger Bedeutung.

Da wir nicht wußten, wann wir die verschobene Heimreise antreten würden, rief ich zu Hause an. Das Gespräch ging natürlich nicht auf Kosten der Montanas, das hätte ich ihnen nicht zumuten können.

Vicky Bonney meldete sich. Meine Vicky, die ich nicht wiedergesehen hätte, wenn es nach dem Willen von Yora, Frank Esslin und Stockard Ross gegangen wäre.

Vicky Bonney, die Schriftstellerin, die mit ihren Büchern auf dem internationalen Markt großartig im Rennen lag. Der erste Film, den Hollywood nach ihrem Drehbuch hergestellt hatte, war zu einem Kassenschlager geworden.

Der zweite, der zur Zeit in den Kinos der Welt lief, übertraf die Einzelergebnisse des ersten noch um einiges. Da Vicky sich eine prozentuelle Beteiligung an beiden Streifen gesichert hatte, vermehrte sich ihr Einkommen täglich.

Obwohl die Filmleute sie bestürmten, ein neues Drehbuch zu schreiben, lehnte sie alle weiteren Angebote ab. Vielleicht schlummerte in ihrem Unterbewußtsein die Angst vor einem Mißerfolg.

Abtreten muß man, wenn man die Spitze erreicht hat, nicht, wenn's bergab geht. Diesen Grundsatz beherzigte meine Freundin. Das Geld, das sie bisher verdient hatte, reichte, um ihr ein sorgenloses Leben bis ans Ende ihrer Tage zu sichern.

Sie konnte es sich leisten, nur noch Dinge zu tun, die ihr Spaß machten. Ein Idealzustand, von dem viele Schriftsteller ihr Leben lang nur träumen.

Mir gefiel es, daß der Erfolg Vicky kein bißchen verändert hatte. Sie war das liebenswerte, bescheidene Mädchen geblieben – trotz des protzigen Bankkontos, das ständig weiter anschwoll.

»Tony!« rief sie erfreut aus.

Es tat mir gut, ihre wohlklingende Stimme zu hören. »Hallo, Vicky! Wie geht's zu Hause? Alles in Ordnung?«

»Ja. Hast du Frank erwischt?«

»Leider nein«, erwiderte ich zerknirscht.

Ich erzählte ihr, daß es mich ins 17. Jahrhundert verschlagen hatte, und ich hörte, wie sie die Luft scharf einzog, als ich davon berichtete, was mir der dämonische Hexenjäger angetan hatte.

Als ich mit meinem Bericht fertig war, fragte sie: »Kommt ihr nun nach Hause, Tony?«

»Leider nein, Schatz. Wir stehen nämlich schon wieder im Streß.«

»Was ist es denn diesmal?«

Ich sagte es ihr, und sie hatte Verständnis dafür, daß wir unsere Abreise verschieben mußten. Ich versprach, sofort nach Beendigung dieses neuen Falls, in den wir durch Zufall hineinstolperten, nach London zurückzukehren.

»Vergiß nicht, Silver mitzubringen«, sagte Vicky Bonney.

»Wie könnte ich?«

»Roxane vergeht vor Sehnsucht nach ihm.«

»Das kann ich verstehen. Sie mußte ihn lange entbehren.«

Die Hexe aus dem Jenseits, die die Fähigkeit besaß, zwischen den Dimensionen hin und her zu pendeln, war geraume Zeit von zu Hause fort gewesen.

Sie hatte nach Loxagons Grab gesucht. Loxagon, einst ein großer Dämon und Führer höllischer Heerscharen, war der erste Besitzer des Höllenschwertes gewesen.

Für ihn war die Waffe mit dem gefährlichen Eigenleben auf dem Amboß des Grauens geschmiedet worden, und Loxagon eilte damals von Sieg zu Sieg.

Das machte ihn größenwahnsinnig und unvorsichtig. Er wollte sich sogar amHöllenthron vergreifen. Das veranlaßte seine Feinde, sich gegen ihn zu verbünden.

Sie vernichteten ihn trotz der starken Waffe, die er besaß.

Seither spricht kein Dämon mehr von ihm. Man tut so, als hätte es Loxagon nie gegeben.

Sein Höllenschwert wechselte immer wieder den Besitzer.

Einige davon akzeptierte es nicht. Sie wurden vom Schwert, das sich gegen sie wandte, getötet.

Irgendwann gelangte es in den Besitz von Ammorgh, dem Geierdämon, der in Schottland in einer finsteren Burg wohnte.

Diesem Dämon nahm Mr. Silver die Waffe ab, und das Höllenschwert war ihm eine große Hilfe auf dem gefährlichen Weg zum Tunnel der Kraft. [13] Aber er konnte sich der Ergebenheit des Schwerts niemals ganz sicher sein. Es hätte jederzeit passieren können, daß sich diese eigenwillige Waffe urplötzlich auch gegen ihn wandte.

Es gab eine Möglichkeit, diese Gefahr zu bannen: Mr. Silver mußte den Namen des Höllenschwerts wissen, denn es hieß, wenn ein Besitzer diesen Namen kannte, ging er mit der Waffe eine fast untrennbare Verbindung ein.

Man sagte, wenn man die Schwertspitze in Loxagons Grab, das noch prallgefüllt mit starker Magie war, stieß, würde sich einem der Name des Höllenschwerts offenbaren.

Aus diesem Grund war Roxane durch die Dimensionen geeilt, doch Loxagons Grab hatte sie nicht gefunden. Da nun Mago, der Schwarzmagier, das Höllenschwert besaß, hatte sich die Sache eigentlich von selbst erledigt.

Sie würde erst in dem Augenblick wieder aktuell werden, wenn es Mr. Silverschaffte, dem Schwarzmagier die Waffe abzunehmen. Das war natürlich mit einem hohen Risiko für den Ex-Dämon verbunden.

»Wir drücken euch die Daumen, Tony«, sagte Vicky und holte damit meine Gedanken, die kurz abgeschweift waren, wieder zurück.

»Danke«, sagte ich.

»Laß bald wieder von dir hören.«

»Mach' ich.«

Ich hörte, wie sie einen Kuß auf die Reise schickte, dann legte sie auf. Langsam ließ ich den Hörer sinken, und ich spürte sofort wieder die dichte Spannung, die im Haus der Montanas herrschte.

Man spürte, wie alle darauf warteten, daß wieder etwas passierte. Doch vorläufig ließ uns Jason Montana in Ruhe. Er setzte auch keine magischen Tricks mehr gegen uns ein.

Es ergab sich, daß Albert Montana von damals zu sprechen begann, und wir erfuhren, daß Jason Montana die Absicht gehabt hatte, sich zu seinem Freund Rock Dunne zu begeben, er sei dort aber nicht angekommen.

»Irgendwo auf dem Weg dorthin muß ihn sein Schicksal ereilt haben«, sagte Albert.

»Haben Sie mit Mr. Dunne über diesen Abend gesprochen?«

fragte ich.

»Mehrmals«, sagte Albert. »Er weiß nichts.«

»Oft ist es eine unscheinbare Kleinigkeit, die uns einen großen Schritt weiterbringen kann«, meinte ich. »Vielleicht sollte ich mich mal mit Mr. Dunne unterhalten.«

Albert Montana schüttelte den Kopf. »Das bringt bestimmt nichts, Mr. Ballard.«

»Ich denke, daß es einen Versuch wert ist. Sie brauchen keine Angst zu haben. Mr. Silver bleibt bei Ihnen.«

Ich verlangte Dunnes Adresse. Damit ich den Weg nicht umsonst ging, ließ ich Albert Montana kurz bei Rock Dunne anrufen. Der Mann war zu Hause. Albert kündigte meinen Besuch an und ich machte mich auf die Socken. Zehn Minuten dauerte der Fußmarsch.

Rock Dunne war ein sehr schlanker Mann mit wenig Haaren.

Die Falten an seinem Hals ließen mich vermuten, daß er mal dick gewesen war, und das stimmte. Er erzählte mir, daß er zwanzig Kilogramm abgenommen habe, und daß er nur noch auf Makrobiotik schwöre.

Mit anderen Worten, er ernährte sich von Vogelfutter. Ich will dem Korn seine Kraft nicht absprechen, aber ein saftiges Steak ist für mich allemal verlockender.

Als ich ihm erzählte, was zur Zeit lief, sah er mich entgeistert an. Es fiel ihm sichtlich schwer, mir zu glauben, aber es gab keinen Grund, weshalb ich ihm einen solchen Bären hätte aufbinden sollen.

»Wie war das damals vor sechs Monaten, Mr. Dunne?« fragte ich.

»Ich hatte Schwierigkeiten beim Zusammenbau meines Getriebes, und ich brauchte den Wagen tags darauf dringend, deshalb rief ich Jason an, und bat ihn, mir zu helfen. Er sagte zu, aber er kam nicht. Ich rief mehrmals bei ihm an. Er hob nicht ab. Später meldete sich dann Sybil, seine Frau. Sie erklärte mir, sie wisse nicht, wo Jason wäre. Das beunruhigte mich, denn es war nicht üblich, daß Jason ein Versprechen nicht hielt. Ich zog mich an und begab mich zu den Montanas. Ich hoffte, Jason würde inzwischen wieder zu Hause sein, aber ich traf nur Sybil und Estella an. Beide machten sich Sorgen um Jason.«

»Fiel Ihnen auf dem Weg zu den Montanas irgend etwas auf, Mr. Dunne?« erkundigte ich mich.

»Nein. Ich konnte mir Jasons Verschwinden nicht erklären. Es war mir ein Rätsel. Ich sagte zu Sybil und Estella, daß er sich wohl bald melden und sich alles aufklären würde. Doch er meldete sich nicht. Weder in der Nacht – noch am darauffolgenden Tag.«

»Wann hat die Familie Montana die Polizei eingeschaltet?«

»Vierundzwanzig Stunden nach Jasons Verschwinden. Aber es nützte nichts… Zwei Tage vergingen. Ich hoffte immer noch – genau wie die Montanas –, daß sich Jason von selbst zu Hause wieder einfinden würde. Drei Tage… Vier… Eine Woche. Meine Hoffnung schwand allmählich, aber ich sagte das den Montanas nicht. Vor allem Albert gab die Hoffnung nicht auf, seinen Vater wiederzusehen. Aber diese Chancen wurden meiner Ansicht nach von Woche zu Woche geringer… Nun soll Jason wiederaufgetaucht sein – als Greis. Es ist für mich unfaßbar, Mr. Ballard.«

»Verständlich«, erwiderte ich.

»Ebenso unbegreiflich ist es für mich, daß Jason seinem Sohn nach dem Leben trachtet. Die beiden waren immer ein Herz und eine Seele.«

»Schwarze Magie ließ Jason Montana nicht nur so rapid altern, sie drehte ihn auch um«, sagte ich.

»Dann besteht vielleicht nun für die ganze Familie Gefahr.«

»Das kann ich nicht mit Sicherheit ausschließen.«

»Wenn Sie Hilfe brauchen, Mr. Ballard«, sagte Rock Dunne spontan, »ich stehe Ihnen jederzeit zur Verfügung.«

Das was zwar gut gemeint, aber Dunne konnte uns nicht helfen. Er hatte keine Erfahrung im Kampf gegen Geister und Dämonen. Wenn ich sein Angebot angenommen hätte, hätte ich ihn nur unnötig in Gefahr gebracht.

»Mein Freund und ich kommen schon zurecht«, sagte ich und schickte mich an, zu gehen.

Dunne massierte sein Kinn mit Daumen und Zeigefinger.

»Warten Sie, da fällt mir noch etwas ein«, sagte er mit zusammengekniffenen Augen.

Ich blickte ihn gespannt an.

»Drei Monate nach Jasons Verschwinden erfuhr ich von einer Frau, die etwazur gleichen Zeit auf ähnlich mysteriöse Weise verschwand.«

»Wie heißt sie?« fragte ich interessiert.

»Ireen Bean. Sie arbeitete im Jeremy-Jingles-Hallenbad als Kassierin, ging nur mal kurz hinaus zu ihrem Wagen – und niemand sah sie wieder. Jetzt hat ihre Tochter Mara den Job.«

Die Frage drängte sich mir ganz von selbst auf: Holte sich damals Radheera auch Ireen Bean?

***

Damals.

Vor einem halben Jahr.

Das Jeremy-Jingles-Hallenbad war seit einem halben Jahr in Betrieb. Vieles mußte sich erst noch einspielen. Häufig tauchten Probleme auf, mit denen das neue Personal zum erstenmal konfrontiert wurde.

Aber Ireen Bean, die Kassierin, begann sich an ihrem Arbeitsplatz langsam wohlzufühlen. Es gab keine Hektik, die Kollegen waren durchweg umgänglich und verträglich, es herrschte ein angenehmes Betriebsklima.

In der Firma, in der Ireen Bean vorher gearbeitet hatte, war das ganz anders gewesen. Neid, Intrigen, Mißgunst waren dort Trumpf gewesen, und die Frau war jeden Tag mit großer Unlust zur Arbeit gegangen.

Heute war das nicht mehr der Fall. An manchen Tagen freute sie sich sogar auf die Arbeit. Sie hatte Glück gehabt, diese Stellung zu kriegen, denn es lagen mehr als ein Dutzend Bewerbungen vor.

Wenn ihr Mann nicht ein bißchen nachgeholfen hätte, wäre sie höchstwahrscheinlich abgewiesen worden.

»Der Architekt, der das Hallenbad plante, heißt doch Philip Warden«, hatte Gary Bean gesagt.

»Ja«, antwortete Ireen.

Sie saßen beim Abendessen, Gary, Ireen und Mara, ihre Tochter.

»Warden besitzt ein großes Haus in Brooklyn. Ich kenne den Verwalter«, sagte Gary Bean.

Ireen horchte auf. »Meinst du, er könnte etwas für mich tun?«

»Ich suche ihn gleich morgen früh auf«, sagte Gary Bean.

»O Gary, es wäre wunderbar, wenn ich diesen Posten bekäme.«

»Ich werde sehen, was ich tun kann. Jack Stockwell, der Verwalter, schuldet mir einen Gefallen. Er wird mit Philip Warden reden.«

»Dann habe ich den Job schon.«

Gary Bean lachte: »Nicht so voreilig. Vielleicht hat Philip Warden eine Verwandte, die er im Hallenbad unterbringen möchte. Dann ist für uns nichts drin.«

Ireens Mann sprach tags darauf mit Jack Stockwell, und bereits 48 Stunden später meldete sich der Manager des Jeremy-JinglesHallenbades bei ihr, um ihr persönlich mitzuteilen, daß sie die Stellung haben könne.

Ireen vollführte in der Küche ihrer Wohnung einen Freudentanz. Endlich konnte sie in der anderen Firma den Kram hinschmeißen. Sie nahm kein Blatt vor den Mund und sagte der Vorarbeiterin und dem Abteilungsleiter gründlich ihre Meinung.

Nachher war ihr wesentlich wohler, und mit stolzgeschwellter Brust ging sie zufrieden nach Hause. Das Martyrium war zu Ende.

Ein neuer Abschnitt in ihrem Leben begann.

An diesem tristen Novemberabend saß Ireen in ihrem »Glaskäfig« und blickte gedankenverloren durch die Glaswand ins Schwimmbad. Einige Badegäste zogen im Schwimmbecken unermüdlich ihre Bahnen. Andere standen unter der warmen Dusche, obwohl das Wasser im Bassin ohnedies 30 Grad Celsius hatte.

Aus der Solariumkammer trat eine leicht übergewichtige blonde Frau. Sie betrachtete sich wohlgefällig, wollte sehen, wie braun sie in den zwanzig Minuten geworden war.

Gary Bean hielt nichts von Solarien. »Dort beziehst du Runzeln aus der Steckdose«, sagte er immer, und obwohl es für Ireen gratis gewesen wäre, legte sie sich nie unter die Lampen.

Aufregung plötzlich beim Saunaabgang. Laute Stimmen. Ein schriller Protest, Ireen Bean erhob sich und trat aus der Kasse.

Ein Angestellter des Hallenbades schleppte einen Gast die Stufen hoch.

Brad Corday hieß der Angestellte. Er war groß und verfügte über Bärenkräfte. Inoffiziell war er hier der Rausschmeißer. Wenn man in irgendeiner Abteilung nicht zurande kam, rief man Corday, der dann kräftig zupackte.

Manchmal so kräftig, daß es schon wehtat.

Der schmalbrüstige Gast hing in Cordays festem Griff und quiekte hin und wieder wie ein Schwein. »Ich protestiere! Ich protestiere auf das entschiedenste!«

»Ja, ja ist schon gut!« knurrte Brad Corday.

»Ich werde mich über Sie beschweren.«

»Tu das ruhig.«

»Sie haben kein Recht, mich so zu behandeln.«

»Und ob ich dieses Recht habe. Ich soll hier nämlich für Zucht und Ordnung sorgen. Für Ferkel ist bei uns kein Platz.«

»Ich habe nichts getan.«

»Es liegen zwei Beschwerden vor.«

»Die Leute lügen.«

»Du solltest lieber den Mund halten und froh sein, daß ich dich nicht der Polizei übergebe, Freundchen. So, und jetzt raus mit dir!« Brad Corday rammte mit dem Mann die Glastür auf und versetzte ihm einen Stoß, der ihn bis zu den Treppen beförderte.

An der Betonbrüstung hielt der Badegast sich fest. Er drehte sich wutschnaubend um. »Das werden Sie bereuen. Eine solche Behandlung brauche ich mir nicht gefallen zu lassen.«

»Verschwinde, sonst ziehe ich dir die Ohren lang!«

»Wie kann das Management so einen Schwerverbrecher wie Sie in diesem Hallenbad beschäftigen?«

Corday setzte sich in Bewegung. »Dir werde ich einen Schwerverbrecher geben!«

Er stampfte auf den ungebetenen Gast zu. Der Mann nahm ängstlich die Beine in die Hand und ergriff die Flucht.

»Laß dich hier ja nicht mehr blicken!« rief ihm Corday nach.

»Beim nächsten mal würdest du nicht so glimpflich davon kommen, das verspreche ich dir.«

Ireen klatschte. »Szenenapplaus«, sagte sie. »Diese Situation hast du souverän gemeistert, Brad. Den Burschen sehen wir bestimmt nicht wieder.«

»Merk dir auf jeden Fall sein Gesicht«, sagte Brad Corday.

»Sollte er wider Erwarten noch mal auftauchen, gibst du mir umgehend Bescheid. Dann fliegt er in hohem Bogen raus.«

»Was hat er denn angestellt?«

»Ach, du weißt ja, daß heute die gemischte Sauna dran ist.«

Ireen nickte. »Männer und Frauen schwitzen zusammen. Ich halte ehrlich gesagt nichts davon, aber des Menschen Wille sei sein Himmelreich.«

»Nun ja, und dieser Schmutzfink kaufte sich aus einem ganz bestimmten Grund ein Ticket.«

»Hat er jemanden belästigt?«

»Er hat keine Frau angefaßt, aber…« Brad Corday machte Handbewegungen, die andeuteten, wie sich der ungebetene Badegast benommen hatte.

»Ich verstehe«, sagte Ireen Bean. »Du hast recht, für solche Ferkel ist in unserem Bad wirklich kein Platz.«

»Ich war für kurze Zeit so wütend, daß ich ihm am liebsten die Zähne eingeschlagen hätte. Es fiel mir nicht leicht, mich zu beherrschen.«

»Er soll sein Glück nächstens anderswo versuchen.«

»Ja«, sagte Corday und beruhigte sich allmählich wieder. »Ich verstehe nicht, daß einem immer mal solche Typen unterkommen müssen.«

»Sie sind irgendwie krank.«

»Es würde mich nicht wundern, wenn wir eines Tages das Bild dieses Kerls in der Zeitung sehen würden. Apropos Bild. Da fällt mir meine Kamera ein. Hat sie sich dein Mann schon angesehen?«

Ireen Bean schlug sich mit der Hand leicht gegen die Stirn.

»Natürlich. Ich habe sie vergessen. Sie liegt in meinem Wagen. Ich hol' sie gleich.«

»Das eilt nicht.«

»Doch, doch, ich hole sie sofort.« Ireen Bean zog ihren Mantel an.

Gary, ihr Mann, war ein Hobbybastler. Er reparierte alte Transistorradios, Bügeleisen, Fotoapparate. Manchmal bewunderte ihn Ireen wegen seiner endlosen Geduld.

Seit es sich in Garys Freundes- und Bekanntenkreis herumgesprochen hatte, daß er solche Reparaturen durchführte, deckten sie ihn mit

alten Geräten zu.

Hin und wieder wurde es ihm schon zuviel, aber er brachte es nicht übers Herz, jemanden wegzuschicken. Es gab nur wenige Geräte, die er für irreparabel erklären mußte.

Gerade die kniffligsten Arbeiten reizten ihn ganz besonders und stachelten seinen Ehrgeiz an. Oft saß er bis spät in die Nacht hinein in seinem Hobbyraum und werkte mit zäher Verbissenheit.

»Was war denn los mit meinem Fotoapparat?« wollte Brad Corday wissen. »Wieso ging der Verschluß auf einmal nicht mehr?«

»Sand, sagt Gary. Ein paar Körnchen genügen, und der Verschluß ist blockiert. Aber jetzt funktioniert die Kamera wieder, und Gary läßt dir bestellen, du sollst in Zukunft ein bißchen besser auf sie aufpassen.«

»Ich will es versuchen. Hab' kein Händchen für diese Dinge.«

Ireen blickte lächelnd auf seine großen Tatzen. »Da hast du allerdings recht.«

»Was kriegt Gary denn für die Reparatur?«

»Ach, du weißt ja, daß er kein Geld nimmt, Brad.«

»Ich will aber nicht, daß er umsonst für mich arbeitet. Er hat dafür bestimmt viel Zeit verwendet.«

»Wenn du ihm eine kleine Freude machen willst, kauf ihm eine Flasche Whisky, und die Geschichte hat sich.«

»Okay«, sagte Corday. »Das werde ich tun. Morgen bringe ich sie mit.«

Ireen Bean verließ das Hallenbad, und Brad Corday hätte nie gedacht, daß sie nicht wiederkommen würde. Es waren ja nur ein paar Schritte bis zum Parkplatz.

Die Kassierin ließ die Glastür hinter sich zuklappen und eilte die Stufen hinunter, am Becken eines leeren Springbrunnens, vorbei, Richtung Parkplatz.

Ihr gehörte ein alter grauer VW-Käfer. Das Fahrzeug war zwar schon an einigen Stellen vom Rost angenagt, aber die Karosserie und der Motor wiesen noch lange keine so großen Mängel auf, daß man dem Fahrzeug das abwertende Prädikat

»verkehrsuntüchtig« hätte verleihen müssen.

Der Käfer lief bestimmt noch zwei, drei Jahre ohne größere Reparaturen, und dann würde ihn Ireen gegen ein neueres Modell eintauschen.

Sie erreichte den Parkplatz, und als sie in der Nähe ihres Wagens ein Geräusch vernahm, dachte sie sofort an den Kerl, den Brad Corday hinausgeworfen hatte.

Trieb sich der Bursche hier noch herum? Ireens Augen verengten sich. Sie sagte sich, sie brauche sich nicht zu fürchten, denn wenn sie Brad rief, würde er den Kerl ungespitzt in den Boden rammen.

Entschlossen faßte sie in die Manteltasche und suchte nach dem

Fahrzeugschlüssel. Dabei beobachtete sie die Umgebung, um von dem Mann nicht überrumpelt zu werden.

Da tauchte plötzlich zwischen den Autos eine Gestalt auf, deren Anblick Ireen Bean schockte. Schwarzer Brustpanzer, Flügelhelm, der die obere Gesichtshälfte verdeckte…

Ireen wußte es nicht.

Sie hatte Radheera, ein Mitglied der Grausamen 5, vor sich!

Fünf Satansfalken saßen auf der Stange mit den Quersprossen, die der Magier-Dämon mit der linken Hand festhielt. Ein Schwert aus purem Gold hing an seiner Seite.

Ireen Bean verschlug es den Atem. Sie dachte zwar daran, Brad Corday zu Hilfe zu rufen, doch sie brachte keinen Ton heraus, obwohl sie spürte, daß ihr von diesem unheimlichen Wesen eine grausame Gefahr drohte.

Zitternd wich sie zurück. Ein knapper Befehl hätte genügt, und Radheeras Blutvögel hätten sich auf die Frau gestürzt, doch der Magier-Dämon verzichtete darauf.

Ireen wollte fliehen, aber der Anblick des Schrecklichen nagelte sie buchstäblich auf dem Fleck fest. Er hob seine rechte Hand, und die Frau sah, wie seine Handfläche anfing zu leuchten.

Er ist ein Spuk, ein Gespenst, dachte sie entsetzt. Was hat er vor? Was wird er mir antun? Gary! Mara! Um Gottes willen, ihr habt keine Ahnung, daß ich verloren bin!

Ireen hatte den Eindruck, völlig erstarrt zu sein. Alles um sie herum war auf eine rätselhafte Weise unwirklich geworden. Und ein unlösbares Rätsel würde ihr Verschwinden auch für diejenigen sein, die sie zu finden versuchten.

Das Leuchten wischte langsam über ihren Körper. Sie fühlte nichts, und doch löschte der Magier-Dämon sie aus. Er radierte sie weg aus dieser Welt. Nur er konnte das.

Mara! Gary! Das waren Ireens letzte Gedanken. Dann gab es sie nicht mehr.

Aber sechs Monate später…

***

Ireen Bean. Ich wollte dieser Sache nachgehen. Wenn auch die Kassierin des Jeremy-Jingles-Hallenbades ein Opfer Radheeras geworden war, bestand durchaus die Möglichkeit, daß auch sie als Greisin wiedererscheinen würde.

Als Feindin der eigenen Familie! So wie Jason Montana.

Ich verabschiedete mich von Rock Dunne, dessen Ausführungen mir vielleicht ein Stück weiterhelfen konnten. Lief parallel zu dem, was mit der Familie Montana passierte, das gleiche noch mal mit der Familie Bean ab?

Darum mußte ich mich unbedingt kümmern. Aber zuerst wollte ich zu den Montanas zurückkehren, um Mr. Silver zu informieren.

Gemeinsam würden wir uns dann die weiteren Schritte überlegen.

Ich trat aus Dunnes Haus und trabte zu den Montanas zurück, hoffend, daß Jason Montana inzwischen keinen neuen Angriff unternommen hatte.

Wenn er es aber doch getan hatte, dann hoffte ich, daß Mr. Silver ihn unschädlich gemacht hatte. Mit einer solchen Überraschung hätte ich eine große Freude gehabt.

Ich nahm die Abkürzung, die durch den finsteren Park führte, und ich fragte mich unwillkürlich, ob Jason Montana damals vor einem halben Jahr bis hierher gekommen war.

Und dann? Was war dann geschehen? War dem Mann hier Radheera entgegengetreten? Ich versuchte mir die Szene vorzustellen, und ich spürte die Angst in mir, die Jason Montana damals ausgestanden haben mußte.

Ein seltsames Gefühl beschlich mich inder Dunkelheit. Wenn man nichts sieht, meldet sich die Urangst, die jeder Mensch in sich trägt.

Deshalb fühlt man sich im Finstern nicht wohl. Ich bilde darin kein Ausnahme. Ich habe nur gelernt, meine Urangst besser zu verdrängen als andere. Das brachte mein Beruf mit sich.

Diesmal war dieses unangenehme Gefühl besonders stark ausgeprägt. Mit kalten Fingern krallte es sich in meinen Nacken und ließ mich nicht los.

Handelte es sich hierbei um eine Warnung meines Instinkts?

Ich ließ sie nicht unbeachtet, meine Aufmerksamkeit wuchs.

Irgendwo in dieser undurchdringlichen Dunkelheit lauerte eine Gefahr.

Radheera? Wußte er inzwischen, daß Mr. Silver und ich ihn kriegen wollten? Hatte er sich zu einer Attacke entschlossen?

Oder wollte mir Jason Montana mit der erbeuteten Bleispritze das Lebenslicht ausblasen?

Ich begegnete jedem Geräusch mit großem Mißtrauen. Meine Nervenstränge waren straff gespannt. Ich war auf einen Angriff vorbereitet, während ich mit großen Schritten durch den Park eilte.

Plötzlich vernahm ich ein häßliches Kreischen. Ich stoppte, und es riß mich herum. Mit angestrengtem Blick durchbohrte ich die Dunkelheit, und dann entdeckte ich ihn.

Radheera – einen von den Grausamen 5!

Da er schwarz gekleidet war, verschmolz er förmlich mit der Finsternis. Doch je länger ich hinsah, desto deutlicher erkannte ich ihn.

Auf diese Entfernung sah er aus wie Thoran. Nur der goldene Hammer fehlte ihm. Ich zog die Luft tief ein. Was würde nun

passieren? Würde Radheera seine Satansfalken auf mich hetzen?

Würde er mich so verschwinden lassen wie Jason Montana und Ireen Bean? Mir war klar, daß ich gegen den Magier-Dämon nur dann eine Chance hatte, wenn ich schneller handelte als er.

Ich übersprang deshalb die Schrecksekunde, riß mein Hemd auf und griff zum Dämonendiskus. Keine meiner anderen Waffen war stark genug, um Radheera zu vernichten, davon war ich überzeugt.

Aber mit dem Diskus würde ich es schaffen. Dieser starken Waffe aus der Jenseitswelt hatte bis jetzt noch kein Dämon standgehalten. In dem Augenblick, wo ich die handtellergroße, milchigsilbrige Scheibe loshaken wollte, zerrann das Bild buchstäblich vor mir.

Radheera ging in die Schwärze der Dunkelheit auf. Ich sah ihn nicht mehr. Er war verschwunden. War sein Erscheinen eine Warnung für mich gewesen?

Hatte mir Radheera damit sagen wollen, ich solle mich nicht in seine Angelegenheiten mischen? Egal, von solchen Warnungen hatte ich mich noch nie ins Bockshorn jagen lassen.

Ich würde mein Ziel weiterverfolgen und nichts unversucht lassen, um diesem grausamen Magier-Dämon das Handwerk zu legen. Grimmig setzte ich meinen Weg fort.

Schade, dachte ich, daß die Zeit nicht reichte, um den Diskus zu schleudern. Ich glaube nicht, daß Radheera das überlebt hätte.

Ich erreichte das Haus der Montanas und stellte erleichtert fest, daß sich während meiner Abwesenheit nichts ereignet hatte.

Seit dem Erscheinen des Greises auf dem Kennedy Airport waren inzwischen fast zehn Stunden vergangen.

Jason Montana lief immer noch frei herum. Das gefiel mir nicht, aber ich wußte nicht, wie ich es ändern sollte. Wir waren gezwungen, auf seinen nächsten Auftritt zu warten.

Es herrschte wieder Ordnung im Haus. Sybil Montana, ihre Tochter, ihr Sohnund Mr. Silver befanden sich im Living-room.

Der Ex-Dämon vermittelte den leidgeprüften Leuten ein gewisses Gefühl von Sicherheit, aber die Gefahr war noch lange nicht gebannt, das stand für mich fest.

Selbstverständlich behielt ich es für mich. Ich wollte die Montanas nicht noch mehr beunruhigen.

»Nun«, sagte Mr. Silver. »Lohnte sich der Weg zu Rock Dunne?«

»Ja«, sagte ich und blickte in die Runde. »Wußten Sie, daß die Kassierin des Jeremy-Jingles-Hallenbades unter ähnlich mysteriösen Umständen verschwand wie Jason Montana?« Die Frage galt allen dreien.

»Ich glaube, Rock erwähnte mal so was«, antwortete Sybil.

»Warum haben Sie uns nicht davon erzählt?« wollte ich wissen.

»Mein Gott, ich habe nicht daran gedacht. All diese schrecklichen

Ereignisse…«

»Schon gut, es sollte kein Vorwurf sein«, sagte ich. »Aber vielleicht fällt Ihnen jetzt noch so eine mysteriöse Geschichte ein.«

Sybil schüttelte den Kopf. »Nein, Mr. Ballard. Bestimmt nicht.«

»Macht nichts.«

Mr. Silver wollte Genaueres wissen. Ich erzählte ihm, was ich von Rock Dunne erfahren hatte.

»Ist nicht gerade umwerfend viel«, meinte der Hüne mit herunterhängenden Mundwinkeln.

»Nicht viel, zugegeben, aber der Mensch freut sich. Vielleicht erfahren wir mehr, wenn einer von uns beiden Ireen Beans Tochter Mara interviewt.«

»Mach du das. Du kommst mit deinem Charme besser an als ich.«

»Tja, wer hat, der hat eben.«

Der Ex-Dämon überließ mir diese Aufgabe nicht wegen meines Charmes, wie er mir weismachen wollte, sondern aus reiner Bequemlichkeit. Ich durchschaute ihn.

»Noch eine große Überraschung«, sagte ich zu Mr. Silver.

»So? Was denn?«

»Ich habe Radheera gesehen.«

»Ist nicht wahr!«

»Doch. Er präsentierte sich mir ganz kurz in der Dunkelheit des kleinen Parks, durch den man muß, wenn man den kürzesten Weg zu Rock Dunnes Haus gehen will.«

Die perlmuttfarbenen Augen meines Freundes wieselten an mir auf und ab. Er suchte nach Schrammen. »Hat er dich angegriffen?«

»Nein. Er stand nur in der Finsternis, hetzte nicht mal seine Blutvögel auf mich.«

»Sollte wohl nur eine Warnung sein.«

»Anzunehmen«, sagte ich.

»Hast du nicht versucht, ihn zu kriegen?«

»Doch, aber er war schneller.«

»Womit?«

»Mit dem Aus-dem-Staub-Machen.«

»Verflucht und zugenäht. Ich hätte das Glück haben müssen, ihm zu begegnen, dann würde es ihn jetzt nicht mehr geben.«

»Bist du sicher? Thoran gibt es auch noch, obwohl du die Chance hattest, ihn zu vernichten.«

Das hörte Mr. Silver nicht gern. Er schwieg verstimmt. Es lag mir fern, seine Fähigkeiten und seine Leistungen abzuwerten, ich wollte die Sache lediglich ins richtige Licht rücken.

Der Ex-Dämon war zwar ein großartiger Kämpfer, aber nicht allmächtig. Deshalb konnte er niemals mit dieser Sicherheit behaupten, Radheera würde es nicht mehr geben, wenn er ihm an

meiner Stelle begegnet wäre.

Während wir sprachen, braute sich neues Unheil zusammen, ohne daß wir es merkten. Und dann schlug der unheimliche Greis ein weiteres Mal zu.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel.

***

Glas klirrte. Estella sprang schreiend auf. Sybil schlang erschrocken ihre Arme um das Mädchen und wich zurück. Albert eilte zu ihnen.

Mr. Silver drängte sie alle hinter sich. Eine große, mächtige Hürde war er, an der Jason Montana scheitern sollte. Aber der Greis ließ sich noch nicht blicken.

Soeben hatte er das Glas einer Fensterscheibe zertrümmert.

Womit, das sahen wir nicht sofort. Etwas Großes, ziemlich Rundes diente ihm als Wurfgeschoß.

Es landete auf dem Boden und rollte dumpf polternd auf uns zu. Als Sybil Montana sah, was es war, stieß sie einen grellen Schrei aus, und ich muß gestehen, mir war ganz komisch zumute, als die »Kugel« zum Stillstand kam.

Es handelte sich um einen Menschenkopf! Um Albert Montanas Kopf! Er lag vor uns auf dem Boden und grinste uns an, und draußen stieß der grausame Greis ein satanisches Gelächter aus.

Der nächste Kopf flog durch die Terrassentür. Sybils Kopf! Die Frau drohte bei diesem Horror den Verstand zu verlieren. Sie wandte sich kreischend um und wollte die Flucht ergreifen.

Mr. Silver packte sie blitzschnell und riß sie zurück. »Bleiben Sie hier!«

»Lassen Sie mich los!«

»Sie dürfen nicht weglaufen, Mrs. Montana! Darauf wartet Jason doch nur!«

»Ich muß hier raus! Ich halte das nicht aus!«

»Ich kann Sie drei nur beschützen, wenn Sie zusammenbleiben!«

»Dieses Grauen übersteigt meine Kräfte, Mr. Silver!«

Estellas Kopf durchschlug das Glas eines weiteren Fensters.

Das war nun auch für das Mädchen zuviel. Die Köpfe lagen nebeneinander und lachten mit Jason Montanas Stimme.

Es war wirklich grauenerregend. Ich stürmte vorwärts. Die Köpfe schwebten hoch. Schwarze Magie ließ sie vor mir in der Luft tanzen. Ich griff sie an.

Mit der geballten Rechten schlug ich zu. Ich mußte mich überwinden, in Sybil Montanas Gesicht zu schlagen. Es mußte sein. Ich mußte diese verdammten Köpfe zerstören.

Aus den Augenwinkeln sah ich, wie Estella davonrannte. Sie wußte garantiert nicht, wohin sie laufen sollte, floh einfach. Weg, weg, nur

weg…

Mr. Silver versuchte sie vergeblich zurückzurufen. Wenn er nicht wollte, daß sie das Haus verließ und möglicherweise ihrem teuflischen Vater in die Arme lief, mußte er sie zurückholen.

»Ihr rührt euch nicht von der Stelle!« keuchte der Ex-Dämon und startete.

Meine Faust landete mitten in Sybil Montanas Gesicht, das aus Fleisch und Blut zu bestehen schien. Aber ich wußte es besser. Es war nur ein schwarzmagisches Duplikat.

Den Beweis lieferte mein magischer Ring. Klatschend zerplatzte der weibliche Kopf vor mir und verschwand.

»Mr. Ballard!« schrie Sybil Montana wie am Spieß. Ich reagierte auf den Warnschrei prompt und kreiselte herum.

Estellas und Alberts Kopf griffen mich an. Ihr Mund war weit aufgerissen. Sie wollten mich mit Bissen töten. Albert Montana konnte dabei nicht tatenlos zusehen.

Er eilte mir zu Hilfe, obwohl ihm klar sein mußte, daß er sich damit in große Gefahr begab. Ich stieß Estellas Kopf zurück. Sie drehte sich, biß zu, verfehlte mich aber.

Hart schlugen ihre Zähne aufeinander. Albert packte seinen Kopf mit beiden Händen. Die Szene ging mir unter die Haut. Der junge Zollbeamte starrte sich selbst ins Gesicht, war angewidert, wollte den Kopf zu Boden schleudern, doch das ließ dieser nicht mit sich geschehen.

Erbittert rangen die beiden. Ich konnte Albert nicht beistehen, denn Estellas Kopf attackierte mich erneut. Mein Schwinger sollte die Schläfe treffen, doch der schwebende Kopf tanzte hoch, und ich hieb unter ihm vorbei.

Mr. Silver holte Estella ein und hielt sie auf. In ihrer Hysterie sah sie in ihm keinen Freund mehr. Sie schlug auf ihn ein und wollte sich von ihm losreißen, doch wen der Ex-Dämon einmal im Griff hat, der hat es sehr schwer, wieder loszukommen.

»Lassen Sie mich!« kreischte Estella.

»Sehen Sie denn nicht, daß es der Greis darauf anlegt, Sie drei auseinanderzubringen?« schrie ihr Mr. Silver ins Gesicht.

»Ich will raus aus dem Haus!«

»Das dürfen Sie nicht.«

»Ich muß raus!«

»Sie bleiben bei uns!« befahl der Ex-Dämon scharf, und er sorgte dafür, daß Estella gehorchte, indem er sie hypnotisierte.

Sie wurde schlagartig ruhig, entspannte sich, versuchte sich nicht mehr loszureißen.

Der Hüne konnte es sogar wagen, sie loszulassen. Reglos blieb sie stehen, und als ihr Mr. Silver befahl, in den Living-room

zurückzukehren, gehorchte sie ohne Widerrede.

Albert rang immer noch erbittert mit seinem Kopf, der es irgendwie schaffte, den jungen Mann zu Fall zu bringen. Stöhnend landete er auf dem Boden.

Sein Kopf befand sich über ihm, und er mußte seine ganze Kraft aufbieten, um von diesem nicht gebissen zu werden.

Estellas Kopf umkreiste mich und stieß zu, als er sich hinter mir befand.

Ich federte in die Hocke. Der schwebende Kopf sauste über mich hinweg. Sein neues Ziel war Mr. Silver, der mit Estella das Wohnzimmer betrat.

Ich hatte endlich die Möglichkeit, Albert beizustehen. Meine Faust stieß nach unten. Ich traf den Hinterkopfdes höllischen Duplikats. Es löste sich auf.

Keuchend erhob sich Albert, während Mr. Silver Estellas Kopf abfing. Mit beiden Händen umschloß er das haßverzerrte Gesicht, das er nicht an sich heranließ.

Er ließ zwischen seinen Händen ein magisches Kraftfeld entstehen, das vernichtend auf Estellas Kopf einwirkte. Plötzlich war es nicht mehr Haß, der das hübsche Gesicht verzerrte, sondern Panik.

Das Höllen-Duplikat schrie markerschütternd und verging mit diesem Schrei. Wir hatten alle dabei zugesehen, wie Mr. Silver den Kopf erledigte.

Niemandem fiel auf, daß Jason Montana den Raum betreten hatte…

***

Als ich Montanas Stimme hörte, war mir, als würde Eiswasser durch meine Adern fließen. »Nun habe ich ja doch gekriegt, was ich wollte!« höhnte der Greis.

Ich drehte mich erschrocken um und sah Jason Montana hinter seinem Sohn stehen. Alberts Gesicht war kalkweiß. Kein Wunder.

Sein teuflischer Vater drückte ihm den Lauf der erbeuteten Maschinenpistole in den Rücken.

Zur Salzsäule erstarrt stand Albert vor der Mündung der Waffe.

Dicke Schweißtropfen glänzten auf seiner Stirn. Ich hatte Mitleid mit ihm.

Er machte in diesem Moment Schreckliches mit. »Nicht schießen!« stöhnte er. »Ich flehe dich an, drück nicht ab!«

Der Greis lachte. »Deine Leibwache hat dir nichts genützt, mein Junge. Ich habe dich schließlich doch erwischt. Auf dem Flugplatz war ich wütend, deshalb wollte ich dich töten. Doch nun ist es mir lieber, du kommst mit mir. Du weißt, zu wem. Radheera wartet immer noch.«

»Wo?« fragte ich den Greis.

Er verzog sein mit Falten übersätesGesicht zu einem höhnischen Grinsen. »Das würdest du gern wissen, was?«

»Was wird Radheera mit Albert tun?«

»Albert muß mich ablösen.«

»Wobei?«

»Albert wird es sehen, und dich geht es nichts an. – Vorwärts, Albert. Wir gehen. Aber ich warne dich. Solltest du einen Fluchtversuch unternehmen, ist es um dich geschehen! Dann spicke ich dich eiskalt mit Blei!«

Jason Montana zog sich mit seinem Sohn langsam zurück. Sie krebsten durch das Wohnzimmer, erreichten im Rückwärtsgang die Terrassentür und verließen gleich darauf den Raum.

Draußen rief der Greis: »Sollte mir einer von euch folgen, ist Albert erledigt.«

»Das ist er so auch«, knurrte Mr. Silver, und Sybil Montana fing an zu weinen.

Ich warf dem Ex-Dämon einen vorwurfsvollen Blick zu. »Mußte das sein?«

Der Hüne hob die breiten Schultern und machte ein betroffenes Gesicht. Er wollte damit zum Ausdruck bringen, daß er das nicht sagen wollte, daß es ihm nur herausgerutscht war.

Ratlos standen wir da. War Albert Montana wirklich verloren?

Konnten wir nichts für ihn tun? Der Greis bluffte mit Sicherheit nicht. Er würde nicht zögern, seinen dürren Finger zu krümmen und Albert zu erschießen, wenn wir uns nicht an seine Worte hielten.

Aber durften wir das? Sollten wir Albert Montana seinem Schicksal überlassen? Der junge Zollbeamte stand Todesängste aus, und noch Schlimmeres erwartete ihn wohl, wenn er Radheera von Angesicht zu Angesicht gegenüberstand.

Ich hatte keine Idee, wie wir den verfahrenen Karren wieder flottkriegen konnten. Verdammt noch mal, wie ließ sich das Blatt wenden?

»Sie müssen meinem Jungen helfen«, flehte Sybil Montana verzweifelt. »Sie sind die einzige Hoffnung, die wir alle haben.«

Diesmal war guter Rat verflucht teuer. Und die Zeit drängte.

Wenn Jason Montanas Vorsprung zu groß wurde, konnten wir seine Spur nicht wiederfinden.

»Wir müssen uns an seine Fersen heften, Tony«, sagte Mr. Silver.

»Wenn er’s bemerkt, erschießt er Albert, ohne mit der Wimper zu zucken!« gab ich zu bedenken.

»Er darf es nicht bemerken.«

»Du hast mich mal unsichtbar gemacht, erinnerst du dich?«

»Ja«, brummte der Ex-Dämon. Er erinnerte sich nicht gern daran, denn es war ihm zwar gelungen, mich unsichtbar zu machen, aber

ihm fiel der Spruch nicht ein, der mich später wieder sichtbar machen sollte. [14]

Es war nötig gewesen, daß er sich mit Roxane ins Niemandsland des Bösen begab, denn dort gibt es den Stein der schwarzen Sprüche. Alle Zaubersprüche und -formeln, die existieren, sind in diesen geheimnisvollen Stein eingemeißelt.

Unter Einsatz ihres Lebens verschafften sich Roxane und Mr. Silver den zweiten Teil des Spruchs. [15]

»Wäre das keine Lösung?« fragte ich.

Der Ex-Dämon rümpfte die Nase. »Es könnte wieder eine Panne geben, Tony.«

»Egal, wir müssen es versuchen. Nur so können wir Jason Montana aufs Kreuz legen.«

»Er könnte dich mit magischen Sensoren entdecken.«

»Ganz ohne Risiko geht es nicht«, sagte ich. »Fang an.«

Der Ex-Dämon seufzte und trat auf mich zu. Ich war entschlossen, jede Gefahr auf mich zu nehmen, wenn es mir dadurch gelang, Albert Montanas Leben zu retten.

»Nun mach schon, Silver!« drängte ichmeinen Freund ungeduldig. »Wir haben keine Zeit.«

Der Hüne hob seine Hände. Da schrien plötzlich Estella und Sybil gleichzeitig auf. Ich drehte mich um – und sah Albert Montana zur Terrassentür hereinwanken.

Eine Situation, mit der niemand von uns gerechnet hatte. Wie war diese Überraschung zustande gekommen? Ich konnte mir unmöglich vorstellen, daß Albert mit dem Greis allein fertiggeworden war. Und ich glaubte auch nicht, daß Jason Montana seinen Sohn einfach laufenlassen hatte.

Sein Auftrag lautete, Albert zu Radheera zu bringen. Bisher hatte Jason Montana alles darangesetzt, um seiner Aufgabe gerecht zu werden.

Was war geschehen? Spielte uns Jason Montana einen Streich?

Wollte er uns auf diese rätselhafte Weise austricksen? Ich konnte mich nicht über Alberts Rückkehr freuen.

Verdammt noch mal, wo war der Haken an der Sache? Sybil und Estella eilten Albert entgegen. Sollte ich sie warnen? War es gefährlich, diesen Mann zu berühren?

Hatte Jason Montana ihn geschaffen, um uns irrezuführen?

Zuerst diese Köpfe. Jetzt einen ganzen Mann… Ich drängte Sybil und Estella zur Seite und streifte Albert Montana mit meinem Ring.

Wenn der Mann bösen Ursprungs gewesen wäre oder einen dämonischen Keim in sich getragen hätte, hätte er auf die Berührung mit Panik reagieren müssen, doch nichts passierte.

Albert Montana war in Ordnung. Wir hatten keinen Doppelgänger

von ihm vor uns. Ich ließ seine Mutter und seine Schwester erleichtert an ihn heran.

Sie hängten sich an ihn. Er merkte es kaum, war noch völlig verstört. Zweimal hatte er sich nun schon vor dem MPi-Lauf befunden. Und beide Male war er mit heiler Haut davongekommen. Er schien ein Glückskind zu sein.

Aber ganz traute ich dem Frieden immer noch nicht. Irgend etwas mußte an Alberts wundersamer Rettung einfach faul sein.

Anders war's gar nicht möglich.

Oder legte Radheera keinen Wert mehr auf Albert? hatte der grausame Magier-Dämon aus irgendeinem Grund, den wir nicht kannten, umdisponiert?

»Albert«, sagte ich eindringlich. »Albert!«

Er schaute mich an, blickte aber gleichzeitig durch mich hindurch. Er war vom Erlebten gezeichnet.

»Laß mich mal, Tony«, verlangte Mr. Silver.

Ich trat zur Seite und hoffte gespannt, zu erfahren, was passiert war.

***

Folgendes war geschehen…

Im Rückwärtsgang brachte Jason Montana seinen Sohn aus dem Haus. Albert bangte um sein Leben. Wenn der Greis auch nur annahm, er wolle fliehen, würde er abdrücken, und diesmal sah er sich außerstande, sich vor den Kugeln in Sicherheit zu bringen.

Diesmal würde die Garbe ihn durchsieben. Eine furchtbare Todesangst schnürte Albert Montana die Kehle zu. Leichenblaß war er, und auf seinem Gesicht glänzte der kalte Schweiß.

Der Greis stoppte und drehte sich mit Albert. »Du gehst nun vor mir her!« sagte Jason Montana. »Merk dir, weglaufen hat keinen Zweck. Ich würde dich eiskalt über den Haufen schießen. Du weißt, daß das keine leere Drohung ist. Auf dem Airport hattest du verdammt viel Glück. Das wiederholt sich garantiert nicht.«

»Ich werde nicht fliehen«, krächzte Albert.

»Sehr vernünftig«, sagte der Greis.

»Ich hänge an meinem Leben.«

»Du wirst es behalten. Auch drüben!«

»Drüben?«

»In der anderen Welt.«

»Wie heißt sie? Hat sie einen Namen?«

»Ja. Coor.«

»Was erwartet mich auf Coor?«

»Laß dich überraschen.«

»Warst du während der vergangenen sechs Monate dort?«

»Ja«, sagte Jason Montana.

»Wie lange werde ich dort bleiben müssen? Auch sechs Monate?«
»Das nehme ich an.«
»Und danach? Werde ich dann so aussehen wie du?«
»Du wirst es erleben«, sagte der klapprige Greis.
Sie hatten sich noch nicht weit vom Haus der Montanas entfernt, da passierte es. Albert bekam es nicht sofort mit. Die Attacke galt Jason Montana.
Hinter einem blühenden, herrlich duftenden Fliederbusch sprang eine kleine Gestalt hervor. Cruv war es, der häßliche Gnom aus der Prä-Welt Coor.
Der Greis nahm die Bewegung wahr und wollte handeln, doch Cruv war schneller. Blitzartig setzte er seinen Stock ein. Er hieb mit dem schweren Silberknauf zu.
Treffer. Der Greis stöhnte. Seine Arme sanken nach unten. Er hatte nicht die Kraft, den Stecher der MPi durchzuziehen. Aber er hielt die automatische Waffe noch in seinen Händen.
Mit dem zweiten Hieb entwaffnete Cruv den Alten. Klappernd landete die Maschinenpistole auf dem Gehsteig. Da besann sich der Greis der Magie, die ihm zur Verfügung stand.
Er attackierte den Gnom damit. Heiße Dämpfe entstanden zwischen Jason Montana und Cruv. Sie flogen auf den Knirps zu und nahmen ihm die Sicht.
Doch sie waren auch gefährlich. Sie sollten Cruvs Gesicht verbrühen. Aber der Kleine aus der Jenseitswelt wich den Dämpfen geschickt aus und griff den Greis gleich wieder mutig an.
Jason Montana schlug mit seiner knochendürren Faust nach dem Gnom. Cruv sprang zurück. Montana versuchte den Geist des Kleinen zu verwirren.
Die schwarze Magie griff konzentriert Cruvs Gehirn an. Jason Montana ließ Visionen entstehen zwei-, drei-, viermal stand er auf einmal vor Cruv.
Der Gnom wußte nicht, welcher der echte Gegner war. Seine Feinde handelten nicht wie Spiegelbilder, die alle dasselbe getan hätten. Jeder der vier Jason Montanas tat etwas anderes.
Aber nur einer war der richtige. War es der, der die Flucht ergriff? Oder der, der sich Albert Montana näherte? Oder der, der sich bückte, um die Maschinenpistole aufzuheben? Oder jener, der sich anschickte, ihn anzugreifen? Der mit der MPi ist es!
schoß es Cruv siedendheiß durch den Kopf, denn Albert Montana starrte nur diesen an. Für ihn gab es die anderen Greise nicht.
Cruv legte seine rechte Hand um den Silberknauf. Er drehte ihn, und aus dem harmlos wirkenden Spazierstock zuckten die drei magisch geladenen Spitzen.
Mit diesem modernisierten Dreizack stürzte er sich auf Jason

Montana. Als der Alte die Maschinenpistole auf ihn richtete, erreichte er ihn, und er rammte ihm die drei Zacken mit der ganzen Kraft, die ihm zur Verfügung stand, in die Brust.

Jason Montana riß entsetzt die Augen auf. Er wankte.

Verdattert blickte er auf den schwarzen Ebenholzschaft. Was gewöhnlichen Polizistenkugeln nicht gelungen war, gelang Cruvs Waffe.

Sie zerstörte das schwarze Leben in Jason Montana. Der Mann brach röchelnd zusammen, zerfiel in Staub und war Augenblicke später nicht mehr vorhanden.

Ein Gnom! Albert Montana redete wirres Zeug, obwohl Mr. Silver auf ihn Einfluß genommen hatte. Der Zollbeamte behauptete, von einem Gnom gerettet worden zu sein.

Mr. Silver und ich blickten einander perplex an. Wir kannten nur einen einzigen Gnom, und der hieß Cruv. Ein Mitglied des

»Weißen Kreises«.

Aber Cruv konnte nicht in New York sein. Er befand sich unserer Ansicht nach in London, in Daryl Crennas Haus, zusammen mit Fystanat und dem Hexenhenker Antony Ballard, meinem Ahnen.

Cruv hier? Unmöglich. Das war unsere erste Reaktion. Aber dann setzten die Zweifel ein. War es wirklich so unmöglich? Es gab Yuums Auge.

Hatte es Cruv übermittelt, was in New York lief? Mr. Silver wollte Albert weitere Fragen stellen, doch das war nicht mehr nötig, denn in diesem Moment trat ein häßlicher Knirps ein, und es war tatsächlich unser kleiner Freund Cruv!

»Knirpsie!« rief Mr. Silver grinsend aus. »Du kriegst die Tür nicht zu. Ich denk', mich tritt ein Pferd!«

Der Gnom trug einen Maßanzug und eine Melone auf dem Kopf, um etwas größer zu wirken. Die MPi, mit der uns Jason Montana so große Sorgen gemacht hatte, hatte der Kleine geschultert, und in der rechten Hand hielt er seinen Spazierstock, von dessen Innenleben wir wußten.

Er kam grinsend auf uns zu. »Es darf gestaunt werden.«

»Wie kommst du hierher?« wollte Mr. Silver wissen.

»Ich sah in Yuums Auge, was hier läuft und jettete mit einer von Peckinpahs Maschinen über den großen Teich. Auf dem Airport erfuhr ich Albert Montanas Namen Und seine Adresse, und als ich aus dem Taxi stieg, entdeckte ich den Greis. Er war gerade im Begriff, das Haus zu betreten. Ich legte mich in der Nähe auf die Lauer, und als er mit Albert Montana ankam, stürzte ich mich auf ihn.«

»Und?« sagte Mr. Silver.

»Was – und?«

»Was ist aus dem Greis geworden?«

»Staub?«

»Wieso denn Staub?«
»Weil ich ihn mit meinem Stock durch bohrt habe.«
»Du Unglücksrabe!«
»He, Moment mal, ich will gelobt werden.«
»Da verlangst du Unmögliches.«
»Das verstehe ich nicht. Ich habe diesem Mann das Leben gerettet und einem schwarzen Diener den Garaus gemacht. Verdiene ich dafür Tadel?«
»Wir wollten Jason Montana lebend in unsere Gewalt bringen.«
»Das konnte ich nicht wissen. Wozu?« fragte Cruv.
»Er hätte uns zu Radheera bringen müssen.«
»Tut mir furchtbar leid«, sagte der Gnom zerknirscht. »Aber selbst wenn ich es gewußt hätte, hätte ich den Geist töten müssen. Er ließ mir keine andere Wahl. Er hatte die Maschinenpistole auf mich angelegt. Ich war gezwungen, ihn zu vernichten, sonst hätte ich mein Leben verloren.«
Mr. Silver winkte ab. »Ach, was soll's. Wir werden Radheera auch ohne Jason Montanas Hilfe finden. Laß dich erst mal umarmen. Es ist eine Freude, dich wiederzusehen.«
Es war ein Bild für Götter, als der Hüne den Knirps mit seinen riesigen Armen umschlang. Cruv verschwand darin beinahe.
Albert Montanas Gesicht bekam allmählich wieder Farbe.
Er dankte Cruv für die Rettung. Damit machte er den Gnom ganz verlegen. Nachdem wir Cruv mit den Montanas bekannt gemacht hatten, setzten wir uns.
»Du kommst doch von Coor«, sagte ich. »Weißt du, was für ein grausames Spiel Radheera spielt? Er ließ vor einem halben Jahr Jason Montana verschwinden. Nun kehrte der Mann als Greis und umgepolt auf die Erde zurück. Und sein Sohn sollte ihn ablösen.«
Cruv nickte. »So verfährt Radheera schon seit undenklichen Zeiten.«
»Und welcher Zweck steckt dahinter?« wollte ich wissen.
»Er holt sich aus anderen Welten Sklaven, die ihm dienen müssen.«
»Scheint ein sehr anstrengender Job zu sein, wenn diese Sklaven nach einem halben Jahr bereits Greise sind«, brummte Mr. Silver.
»Sie halten Radheeras starke Magie nicht aus. Ihre Energie fließt aus ihren Körpern und geht zum Teil auf Radheera über. Wenn die Sklaven nicht mehr zu brauchen sind, ersetzt der Magier-Dämon sie durch neue«, sagte Cruv.
»Die alten bringt er dorthin zurück, woher er sie geholt hat?«
fragte Mr. Silver.
»Ja, und er stattet sie mit schwarzen Kräften aus, damit sie ihm Ersatz bringen. Auf diese Weise hat Radheera schon ganze Familien ausgerottet. Einen nach dem andern holt er nach drüben. Wenn die Familie ausgelöscht war, suchte sich der Magier-Dämon anderswo ein

neues Opfer. Seinem Betätigungsfeld sind keine Grenzen gesetzt. Er kann die unglücklichen Opfer von überallher holen.«

»Jason Montana hatte den Auftrag, seinen Sohn zu Radheera zu bringen«, bemerkte ich. »Das hat nicht geklappt. Der Greis ist tot. Was wird nun geschehen?«

Cruv zuckte mit den Schultern. »Ich vermute, Radheera wird sich irgendein anderes Opfer holen.«

»Er wird nicht selbst hier erscheinen?« fragte ich.

»Er macht sich nicht so viele Umstände.«

»Was wäre aus Jason Montana geworden, wenn er seinen Sohn zu Radheera gebracht hätte?«

»Der Magier-Dämon hätte die schwarze Kraft aus dem Greis gezogen, und Jason Montana wäre unter schrecklichen Qualen zugrunde gegangen.«

»Kann man diese Greise denn nicht retten?« wollte ich wissen.

»Wie denn?« fragte Cruv zurück. »Sie sind verbraucht. Nur Radheeras Magie hält sie noch für kurze Zeit am Leben. Wenn du eine Möglichkeit fändest, diese Magie aus ihrem Körper zu vertreiben, würdest du sie auch töten. Sie sind verloren, Tony. Ich glaube nicht, daß noch irgend jemand etwas für sie tun kann. Radheera hat sie auf dem Gewissen. Sie fangen in dem Augenblick an, langsam zu sterben, wo der Magier-Dämon sie nach drüben holt.«

Mir wurde aus zwei Gründen warm. Erstens dachte ich an Ireen Bean, die Radheera – immer vorausgesetzt, er war schuld an ihrem damaligen Verschwinden – vermutlich auch zurückgebracht hatte.

Was würde sie tun? Wen sollte sie dem Magier-Dämon bringen? Ihren Mann? Oder ihre Tochter?

Der zweite Grund war, daß Radheera nun ein anderes Opfer auswählen würde. Wann schlug er zu? Wo würde er auftauchen?

Hatte er etwa vorgehabt, mich nach Coor zu holen?

Ich fragte Cruv, wie Radheera dabei vorging, und der Gnom sagte es mir. Der Magier-Dämon hatte die Fähigkeit, Lebewesen verschwinden zu lassen.

Er radierte sie aus ihrer Umgebung buchstäblich aus, sie wären dort dann nicht mehr vorhanden. Ich konnte mir vorstellen, daß Radheera die Personen, die er verschwinden ließ, mit seiner Magie zerlegte und zu Hause auf Coor zusammensetzte.

Dabei kam es vermutlich auch zu jenem Umwandlungsprozeß, der aus guten Menschen böse, abgefeimte Kreaturen machte. So besehen hatte ich großes Glück gehabt, daß der Magier-Dämon mich nicht auch zerlegte.

Aber wer würde dieses Glück heute nacht nicht haben?

»Wenn ich bloß wüßte, wo der verdammte Kerl steckt!« sagte Mr. Silver grimmig.

»Yuums Auge hat ihn mir kurz gezeigt«, sagte Cruv.

»In welcher Umgebung?« fragte der Ex-Dämon sofort.

Der Gnom hob ratlos die Schultern. »Ein kahler Gang, glaube ich. Dahinter Sitzbänke… vielleicht. Eine Rasenfläche… möglicherweise.«

»Glaube ich. Vielleicht. Möglicherweise!« wetterte der Ex-Dämon. »Knirpsie, du tanzt auf meinen Nerven Csárdás.«

»Seit wann hast du denn Nerven?«

»Seit ich dich kenne.«

Ich fragte Sybil Montana, ob ich mal telefonieren dürfe. Sie erlaubte es mir. Ich rief die Auskunft an und ließ mir die Nummer des Jeremy-Jingles-Hallenbades geben.

Ich notierte sie. »Danke«, sagte ich und drückte auf die Gabel.

Anschließend wählte ich die Nummer.

»Jeremy-Jingles-Hallenbad«, meldete sich eine männliche Stimme.

»Ich möchte Miß Mara Bean sprechen«, sagte ich.

»Augenblick.«

Es knackte in der Leitung. Dann meldete sich Mara. Obwohl ich sie nicht kannte, war ich froh, ihre Stimme zu hören. Ich nannte meinen Namen und versuchte ihr klarzumachen, daß sie in Gefahr war.

Sie glaubte mir nicht, hielt meinen Anruf für einen schlechten Scherz. Ich bat sie, nicht aufzulegen. Irgend etwas in meiner Stimme machte sie unsicher.

Sie hörte mir weiter zu, und ich berichtete ihr vom Schicksal der Montanas. Von dem Greis, auf den auf dem Airport geschossen worden war und der die Garben wie nichts weggesteckt hatte, hatte sie im Radio gehört.

Allmählich fühlte ich, daß sie mir glauben wollte. Aber ich hörte noch deutlich die Skepsis hinter ihren Worten, wenn sie mich unterbrach.

»Können Sie nicht versuchen, einfach zu glauben, was ich Ihnen sage?« fragte ich ungeduldig.

»Versetzen Sie sich doch einmal in meine Lage, Mr. Ballard. Sie kriegen einen Anruf…«

»Sie haben recht«, sagte ich seufzend. »Darf ich Sie wenigstens bitten, von nun an sehr vorsichtig sein? Und wenn Ihnen eine Greisin begegnet, laufen Sie weg, als wäre der Teufel hinter Ihrer Seele her. Das ungefähr ist dann nämlich der Fall.«

»Na schön.«

»Ich komme so rasch wie möglich zu Ihnen.«

»Ich glaube nicht, daß ich in Gefahr bin.«

»Hoffentlich müssen Sie nicht bald Ihre Meinung revidieren. Wie heißt Ihr Vater?«

»Gary.«

»Wo kann ich ihn erreichen?«

»Wollen Sie ihm etwa auch Angst einjagen?«
»Angst einjagen«, wiederholte ich ärgerlich. »Mein liebes Kind, wenn Sie's immer noch nicht gemerkt haben sollten: Ich versuche Ihnen das Leben zu retten. Ihre und Ihres Vaters Sicherheit liegt mir am Herzen.«
»Sie kennen uns doch gar nicht.«
»Ich weiß, daß unter Umständen etwas Furchtbares auf sie zukommt. Ist es da so wichtig, Sie zu kennen? Ich möchte verhindern, daß Ihnen etwas zustößt. Es ist in der heutigen Zeit zwar unmodern, sich für seine Mitmenschen einzusetzen, aber ich bin noch ein Philanthrop, ein Menschenfreund. Vielleicht der letzte auf dieser Welt. Höre ich nun endlich, wo ich Gary Bean erreiche?«
»Zu Hause«, sagte Mara Bean.
»Adresse?«
Sie nannte sie.
»Haben Sie Telefon daheim?« fragte ich.
»Ja.«
»Wie lautet die Nummer?«
Sie gab sie mir. Ich schrieb wieder mit, und während ich schrieb, kam mir die Idee, Mara solle ihren Vater anrufen und ins Hallenbad bitten.
Dann hatte ich die beiden schön beisammen. Ich sagte ihr, was sie tun sollte. Sie meinte, ihr Vater würde das nicht einsehen.
»Setzen Sie Druck dahinter«, sagte ich. »Oder verwenden Sie eine Notlüge. Der Zweck heiligt die Mittel. Versuchen Sie alles, um Ihren Vater ins Hallenbad zu kriegen. Glauben Sie mir, es kann Ihnen beiden unter Umständen das Leben retten.«
»Ich will's versuchen.«
»Ich danke Ihnen«, sagte ich und legte auf.
Es bestand natürlich die geringe Möglichkeit, daß nicht Radheera für Ireen Beans Verschwinden schuld war. Dann hatte ich diese braven Leute jetzt grundlos kopfscheu gemacht.
Aber es war besser, einmal zuviel Alarm zu schlagen als einmal zuwenig.

***

Sie hieß Magalie van Cleef und war kein schönes Mädchen. Als der Herr die Schönheit verteilte, mußte er sie übersehen haben.
Natürlich war sie darüber nicht sehr glücklich, aber was sollte sie dagegen tun?
Da sie in der High School von ihren Mitschülern ständig gehänselt wurde, verdrängte sie ihren Kummer, indem sie Unmengen von Süßigkeiten aß.
Dadurch setzte sie mehr und mehr Kummerspeck an, was ihr neue Hänseleien eintrug. Uns so naschte sie noch mehr – und wurde noch

dicker. Es war ein Teufelskreis.

Da Magalie van Cleef trotz ihres unvorteilhaften Aussehens auch etwas vom Leben haben wollte, ging sie mit jedem, der sie haben wollte.

So etwas macht in einer Schulklasse schnell die Runde, und so versuchte es bald jeder bei Magalie – und keinen wies sie ab. Sie wußte, daß ihre Einstellung falsch war, daß sie damit nicht glücklich werden konnte, aber zum Teufel mit dem Glück.

Der Augenblick zählte für Magalie van Cleef, und der war bisher immer schön gewesen, egal, wer sie in seine Arme genommen hatte. Sie wußte, daß die leidenschaftlich geflüsterten Worte in diesen Minuten nicht wahr waren.

Doch für sie waren sie wahr – jedenfalls für diese kurzen Augenblicke. Sie wollte glauben, was sie hörte und war in dieser Zeit das, was sie immer gern sein wollte: ein begehrenswertes Mädchen.

Diesmal war Roy Dexter dran. Ein großer, kräftiger Junge mit unzähligen Pickeln im Gesicht. Magalie nahm an, daß er darunter genauso litt wie sie unter ihrem Übergewicht.

Vielleicht hatte er deshalb so lange gezögert, sie zu fragen, ob sie mit ihm Schwimmen gehen würde. Endlich hatte er sich einen Ruck gegeben, und zwei Gleichgesinnte, zwei vom Leben stiefmütterlich Behandelte, zwei Außenseiter hatten zusammengefunden.

Die Umkleideräume für Männer und Frauen waren getrennt, aber wer wollte, konnte sehr leicht von einem Raum in den anderen gehen. Und Roy Dexter wollte.

Und wie er wollte. Regelrecht ausgehungert war er, und es fiel ihm nicht leicht, sein Verlangen zu bezähmen. Scheu hatte er Magalie nach dem Schwimmen gefragt, ob sie nicht noch irgendwohin gehen könnten.

Auf eine Cola oder so. Und er hatte ein Espresso-Café vorgeschlagen, das zu einem Motel gehörte. Von seinen Mitschülern wußte er, daß er wegen seines Alters dort keine Schwierigkeiten haben würde, und er hatte auch erfahren, daß Magalie dort nicht zum erstenmal war.

Wenn er diesen Vorschlag also machte, mußte sie Bescheid wissen, und wenn sie ja dazu sagte, erklärte sie sich automatisch mit dem einverstanden, was nach der Cola kam.

Im Schwimmbecken hatte er keine Gelegenheit ausgelassen, Magalie zu berühren. Über Wasser, unter Wasser, er fummelte ununterbrochen an ihr herum, und ihr gefiel das, denn sie kicherte dazu.

Jedes andere Mädchen hätte ihm eine Ohrfeige gegeben, daß er für Minuten auf Tauchstation gegangen wäre. Doch bei Magalie hatte ein Junge alle Freiheiten.

Als er von dem Espresso sprach, sagte sie: »Ach, was willst du noch mehr Geld ausgeben, Roy?«

»Wegen der Cola werde ich schon nicht in die roten Zahlen schlittern«, erwiderte er grinsend.
»Du hast mir schon eine Pizza gekauft und den Eintritt fürs Bad bezahlt.«
»Na schön, und jetzt möchte ich dir noch ’ne Cola spendieren. Was ist schon dabei?«
Sie lächelte ihn an. »Ich weiß, was du wirklich möchtest.«
Er wurde rot unter den Pusteln und senkte verlegen den Blick.
»Es ist mir unangenehm, so offen darüber zu reden.«
»Quatsch, Roy. Bei mir braucht dir nichts unangenehm zu sein. Ich weiß, was du willst, und ich möchte es auch. Ich meine nur, wir könnten uns den Umweg über die Cola ersparen.«
Er sah sie überrascht an.
Sie lächelte wieder. »Warum nicht gleich hier?«
»Hier? Im Hallenbad?«
»In meiner Kabine ist Platz genug für uns beide.«
»Bist du verrückt? Wenn uns einer erwischt, fliegen wir raus.«
»Um diese Zeit ist nicht mehr viel los. Das Bad wird bald geschlossen. Wir werden ungestört sein.«
»Also in ’ner Kabine finde ich es unbequem.«
»Das sagst du nur, weil du nicht den Mut hast, den Umkleideraum für Frauen zu betreten.«
»Blödsinn. Ich trau’ mir alles.«
»Gut, dann beweise es.«
»Welche Nummer hat deine Kabine?«
»33. Aber beeil dich.«
Getrennt verließen sie die Schwimmhalle. Roy Dexter trat durch die Tür, über der GENTS stand. Magalie van Cleef verschwand durch die Tür, über der LADIES stand.
Roys Herz klopfte aufgeregt. So häßlich, wie alle behaupteten, war Magalie gar nicht. Sie hätte nur ein bißchen abzuspecken brauchen, dann hätte sie ganz passabel ausgesehen.
Die meisten Jungs gingen nur ein oder zweimal mir ihr aus, dann hatten sie genug von ihr und überließen sie einem anderen.
Doch Roy hatte die Absicht, sich öfter mit Magalie van Cleef zu treffen, wenn sie es wollte.
Es lag bei ihr, ob aus diesem flüchtigen Abenteuer mehr wurde. Wenn sie seine Pickel in Kauf nahm, würde er ihre Fülle in Kauf nehmen.
Es störte ihn eigentlich nicht, daß Magalie übergewichtig war.
Im Grunde genommen war sie ein bemitleidenswertes Mädchen.
Vielleicht konnte er ihr den Halt geben, nach dem sie so verzweifelt suchte. Es konnte vorbei sein mit dem ruhelosen Von-Hand-zu-Hand-Gehen, wenn Magalie van Cleef ihn so akzeptierte, wie er war.

Hastig eilte er durch den Umkleideraum für Männer. Er öffnete eine Tür und gelangte in jenen Raum, in dem die Haarföns installiert waren. Hier konnten Männer und Frauen ihr Haar im warmen Luftstrom trocknen. Kein einziger Fön war in Betrieb.

Niemand stand vor den Spiegeln, die an der Wand befestigt waren.

Es würde bald Betriebsschluß sein. Die meisten Badegäste hatten das Jeremy-Jingles-Hallenbad bereits verlassen.

Ein bißchen nervös näherte sich Roy Dexter der Tür, die in den Frauenumkleideraum führte. Wenn ihn einer der Hallenbad-Angestellten erwischte, wie er da hineinging, würde es eine Menge Ärger geben.

Dann war alles kaputt, und aus dem Zusammensein mit Magalie van Cleef würde nichts werden. Entschlossen stieß Roy die Tür auf. Er betrat den anderen Umkleideraum.

Jetzt gibt es kein Zurück mehr, sagte er sich und eilte an der Kästchenfront vorbei. Wenig später erreichte er die Kabinen. Sie begannen mit Nummer 100.

Der Countdown lief…

99, 98, 97…

80… 70… 60… 50… 40…

33!

Roy hatte das Ziel seiner Wünsche erreicht. Hinter dieser hellgrauen, geschlossenen Tür befand es sich und erwartete ihn.

Er blickte hastig nach links und rechts.

Dann klopfte er. »Magalie!« flüsterte er.

Drinnen wurde der Riegel geöffnet, die Tür schwang zur Seite, und Roy sah Magalie – nackt. So häßlich war sie nicht, bei Gott nicht. Ein leidenschaftlicher Seufzer entrang sich seiner Kehle, als er auf sie zutrat.

In ihren Augen brannte ein verlangendes Feuer. Er drückte zitternd vor Aufregung die Tür hinter sich zu und schlang seine Arme um sie. »Du!« hauchte er, während es dumpf in seinen Schläfen pochte.

Magalie war weich und anschmiegsam. Er hörte sie an seinem Ohr schwer atmen. Sie hatte die Augen geschlossen und gab sich ganz dem Rausch der Sinne hin.

Mit zärtlichen Fingern streichelte sie ihn. Ihm rieselten angenehme Schauer über den Rücken. Magalie hatte in diesen Dingen mehr Erfahrung als er.

Ihm war das nicht unangenehm. Sie krabbelte ihn ab. Ihre Finger schoben sichunter den Gummirand seines Badeslips und schoben ihn langsam nach unten.

Da drang auf einmal ein rasselndes Röcheln an Roy Dexters Ohr. Zuerst glaubte er, Magalie wäre das, doch dann fiel ihm auf, daß das unheimliche Geräusch von draußen in die Kabine kam.

Es hörte sich an, als würde jemand in den letzten Zügen liegen. Roy erstarrte. Etwas schleifte über die Türen der Nachbarkabinen. Und dann fiel jemand gegen die Tür von Kabine 33. Da Roy in seiner Aufregung abzuschließen vergessen hatte, knallte ihm die Tür ins Kreuz, und dann fiel dem Pärchen eine fast schon mumifizierte Greisin entgegen.

***

Magalie van Cleef stieß einen heiseren Schrei aus.

Die beiden wußten nicht, daß sie Ireen Bean vor sich hatten, die Frau, die vor einem halben Jahr in diesem Hallenbad als Kassierin gearbeitet hatte.

Die magischen Kräfte, die der Greisin von Radheera verliehen worden waren, damit sie ihm die Ablösung brachte, entfalteten sich allmählich.

Noch war Ireen Bean schwach, doch bald würde sie stärker sein als jeder Mensch, und sie würde mit der geliehenen Magie gefährliche Dinge tun können.

In seinem Schrecken versetzte Roy Dexter der alten Frau einen Stoß, der sie aus der Kabine beförderte. Ireen Bean stürzte. Hart schlug sie auf den Fliesen auf.

In ihren Augen erschien eine böse Glut. Sie fauchte wie ein gereiztes Tier. »Das hättest du nicht tun sollen! Dafür bringe ich dich um!«

Solche Worte aus dem Mund dieser klapprigen Greisin zu hören, wirkten geradezu lächerlich. Aber Ireen Bean kam mit einer Schnelligkeit auf die Beine, die Magalie van Cleef stutzig machte.

Radheeras Magie entfaltete sich. Magalie van Cleef zog sich hastig an, während Roy Dexter aus der Kabine trat. Er war wütend, weil die alte Vettel alles kaputtgemacht hatte.

Diesen Abend konnte er abhaken, aus dem würde nichts mehr werden, der war geschmissen. Und schuld daran war diese verhutzelte Greisin.

Diese spindeldürre Jammergestalt hatte gesagt, sie würde ihn umbringen. Das war wohl der Witz des Jahrhunderts. Sie sollte versuchen, ihn anzufassen.

Er war sowieso gerade in Rage. Wenn die Greisin ihn angriff, würde sie ihr blaues Wunder erleben. Ehrfurcht vor dem Alter?

Zur Hölle damit.

Die Alte hatte ihm gedroht. Es spielte dabei keine Rolle, daß sie mit einem Fuß schon fast im Grab stand. So etwas hätte sie nicht sagen dürfen.

»Umbringen!« knurrte Roy Dexter gereizt. »Du mich! Du legst es wohl darauf an, daß ich mich totlache, wie?«

Ireen Bean starrte ihn durchdringend an, und auf einmal beschlich

ihn ein verdammt unangenehmes Gefühl. War diese alte Hexe etwa doch in der Lage…?

Magalie war mit dem Ankleiden fast fertig. Da passierte etwas Unvorstellbares. Ireen Bean stand drei Meter von Roy Dexter entfernt. Es war also nicht möglich, daß sie ihn mit ausgestreckten Armen erreichte.

Dennoch spürte der Junge, wie sich zwei eiskalte Hände um seinen Hals legten. Er riß verstört die Augen auf. Das konnte doch nur eine Einbildung sein.

Aber er spürte den kalten Druck so deutlich, daß es sich um keine Einbildung handeln konnte. Er bekam auch keine Luft mehr.

Sein Gesicht verzerrte sich.

Panik und Entsetzen spiegelten sich in seinem Blick. Er stöhnte, röchelte und wankte. Er faßte sich an die Kehle, undMagalie van Cleef beobachtete, wie er sich von etwas verzweifelt zu befreien versuchte, das sie nicht sehen konnte.

Grinsend sah die Greisin zu, wie sich Roy Dexter wehrte. Doch es nützte ihm nichts. Der unsichtbare Griff drohte ihn umzubringen.

»Hilfe!« preßte Magalie verstört hervor. »Ich muß Hilfe holen!«

Sie stürmte davon. Ireen Bean kümmert sich nicht um sie. Sie konzentrierte ihre Magie auf Roy Dexter, der es gewagt hatte, sie niederzustoßen.

Der Junge spürte harte Hände zwischen seinen Fingern. Er zerrte an ihnen, drehte sie, versuchte alles, um wieder Luft zu kriegen, doch die schwarze Kraft hatte ihn im Griff.

Roy wankte. Er fiel gegen eine Kabinentür, sackte zu Boden.

»Na, glaubst du immer noch nicht, daß ich dich töten kann?«

fragte die Greisin höhnisch.

Der magische Griff lockerte sich.

»Ja,« röchelte Roy Dexter. »Doch, jetzt glaube ich es…«

Die unsichtbaren Hände rissen ihn hoch.

»Gnade!« gurgelte Roy.

Doch Mitleid, Gnade, solche Worte existierten für Ireen Bean seit einem halben Jahr nicht mehr. Radheera hatte ein schwarzes Wesen aus ihr gemacht.

Sie war abgrundtief böse, und sie wollte diesen Jungen, der die Vermessenheit besaß, sie anzugreifen, sterben sehen. Die unsichtbaren Hände zerrten Roy Dexter durch den Umkleideraum.

Er wurde gegen eine Tür gewuchtet, die er mit seinem Körper aufstieß. Nun befand er sich im Duschraum. Zwanzig Abteile gab es, zehn auf jeder Seite.

Und es gab einen Schlauch zur Desinfektion, um einem Pilzbefall vorzubeugen. Vor diesem Schlauch drückten die unsichtbaren Hände den Jungen auf die Knie.

Zauberkraft bewegte den Schlauch.
Magie zwang Roy Dexter, den Mund zu öffnen, und der Schlauch kroch ihm wie eine lebendige Schlange in den Hals.
Der Junge schüttelte sich. Er wollte schreien, doch kein Laut kam aus seiner Kehle.
Die Greisin drückte auf den Chromknopf. Roy zuckte zusammen, schluckte, schluckte und schluckte.
Ireen Bean trat zurück. Die unheimliche, grausame Alte lachte hämisch.
»Das hast du nun davon!«
Ihr schrilles Lachen schnitt Roy schmerzhaft durch den Körper.
Die Greisin ließ ihm nicht die geringste Chance. Er würde sterben.
Ertrinken…

***

Zur Sicherheit blieb Mr. Silver bei den Montanas. Wir rechneten zwar nicht damit, daß Sybil, Estella und Albert noch Gefahr drohte, aber mit Sicherheit konnten wir es nicht ausschließen, deshalb war es vernünftiger, weiterhin ein Auge auf diese Leute zu haben.
Albert Montana lieh mir seinen Wagen und beschrieb mir den Weg zum Jeremy-Jingles-Hallenbad. Cruv begleitete mich, das ließ er sich nicht nehmen.
Da er klein von Wuchs war, litt er ein bißchen unter Minderwertigkeitskomplexen. Deshalb nahm er jede Gelegenheit wahr, um sich und allen anderen zu beweisen, daß man ihn für voll nehmen mußte. Wir taten das zwar ohnedies, aber er zweifelte daran.
Der Parkplatz vor dem Hallenbad war schon ziemlich leer. Die meisten Fahrzeuge, die hier noch standen, gehörten dem Personal.
Ich stoppte Albert Montanas Wagen und stieg aus. Cruv wieselte mit seinen kurzen Beinen neben mir her. Wir betraten die Aula des Hallenbades, und ich sah ein blondes Mädchen im Kassenschalter sitzen.
Ein Mann befand sich bei ihr: Gary Bean.
»Miß Mara Bean?« fragte ich das blonde Mädchen.
»Ja. Sind Sie Mr. Tony Ballard?«
»Ja, Miß, und das ist mein Freund Cruv.« Ich wies auf den Gnom, der artig seine Melone lüftete.
Mara wies auf den Mann, der neben ihr stand. »Mein Vater.«
»Das hätten Sie nicht zu sagen brauchen«, erwiderte ich. »Die Ähnlichkeit ist verblüffend.«
»Hören Sie, Mr. Ballard, was soll das Affentheater?« wetterte Gary Bean sofort los. »Mara ruft mich zu Hause an und erzählt mir die verrückteste Geschichte, die ich je gehört habe, und sie bittet mich, auf dem schnellsten Weg hierher zu kommen. Es ginge um unser

Leben…«

»Ich kann Sie nicht zwingen, mir zu glauben, Mr. Bean, aber so ist es tatsächlich. Sind Sie heute irgendwann, irgendwo einer Greisin begegnet?«

»Nein. Jedenfalls nicht bewußt.«

»Haben Sie gehört, was heute auf dem Kennedy Airport passierte?«

»Ja, im Radio.«

»Und? Was halten Sie davon? Der 1. April ist vorbei. Es handelt sich also um keinen Scherz der Rundfunkstation. Ich war dabei, als die Polizisten auf den alten Mann schossen. Er steckte die Treffer weg wie nichts.«

»Da muß irgendein Trick dabei gewesen sein. Vielleicht eine neue Kugelweste.«

»Der Trick ist schwarze Magie. Satanische Kräfte sind hier im Spiel.« Ich erzählte dem Mann so ausführlich wie möglich von Radheera und von der Art, wie er sich Sklaven nach Coor holte.

Und ich ließ auch nicht unerwähnt, wie diese Sklaven nach einem halben Jahr aussahen.

»Sie können das glauben oder nicht«, sagte ich. »Fest steht, daß der Greis vom Airport ein 47jähriger Mann namens Jason Montana war. Er hatte ausgedient. Radheera konnte in nicht mehr gebrauchen, deshalb brachte er ihn hierher zurück, und trug ihm auf, ein anderes Mitglied seiner Familie zu ihm zu bringen. Als Ersatz. Als Ablösung. Und Jason Montana zog los, um seinen Sohn Albert zu holen, der als Zollbeamter auf dem Kennedy Airport Dienst tat. Zum Glück konnten wir verhindern, daß Jason Montana den jungen Mann abschleppte. Mein Freund Cruv hat den gefährlichen Greis schließlich vernichtet.«

Schon wieder hatte ich etwas gesagt, was Gary Bean nur schwer glauben konnte. Cruv sah aus wie ein Spielzeugmann. Der konnte doch niemandem ernstlich gefährlich werden.

Zugegeben, so sah der Gnom aus, aber der Schein trog. Der Kleine kämpfte mit einer Verbissenheit, die beispiellos war, und er wuchs bei jedem Kampf gewissermaßen über sich selbst hinaus.

»Und nun denken Sie, da Ireen vor einem halben Jahr verschwand, sie könnte auch ein Opfer dieses Radheera geworden sein«, sagte Gary Bean.

»Das nehme ich an.«

»Und Sie glauben, Radheera könnte auch meine Frau zurückgebracht haben.«

»Damit sie entweder Sie oder Ihre Tochter zu dem Magier-Dämon bringt, ja, Mr. Bean.«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht, es fällt mir verflixt schwer, so eine Geschichte als wahr zu akzeptieren.«

»Das verstehe ich. Ihre Tochter wollte mir auch nicht glauben.«

»Können Sie es ihr verdenken?«
»Natürlich nicht. Aber versetzen Sie sich mal in meine Lage. Ich will Radheera kriegen, und ich möchte Sie beide vor Schaden bewahren.«
»Das ist bestimmt sehr anerkennenswert, aber ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, daß meine Frau ihrer Tochter oder mir etwas antun könnte.«
»Jason Montana hat versucht, seinen Sohn eiskalt zu erschießen. Vater und Sohn waren vor einem halben Jahr ein Herz und eine Seele.«
Cruv meldete sich zu Wort. »Radheera hat Ihre Frau verändert, Mr. Bean. Sie denkt jetzt anders. Sie steht auf der schwarzen Seite.«
»Schwarze Seite – weiße Seite…« Bean wischte sich mit einer fahrigen Bewegung über die Augen. »Gütiger Gott, ich werde mit diesen Dingen heute zum erstenmal konfrontiert, und gleich so massiv. Was erwarten Sie von mir?«
»Daß Sie uns glauben, und daß Sie sich von uns helfen lassen«, sagte ich. »Suchen Sie nach keinen Erklärungen. Nehmen Sie alles fürs erste einmal so hin, wie es ist. Nachdenken können Sie später immer noch.«
»Na schön, Mr. Ballard. Ich akzeptiere vorläufig alles, was Sie sagen. Was nun?«
»Tja, das ist das Problem. Wir wissen nicht, wann und wo Ihre Frau zuschlagen wird.«
»Sie wissen nicht einmal, ob es überhaupt dazu kommen wird.«
»Da haben Sie allerdings recht. Vielleicht geschieht auch nichts. Aber das will ich nicht so recht glauben.«
Ein vierschrötiger Angestellter des Jeremy-Jingles-Hallenbades gesellte sich zu uns. Brad Corday war sein Name, und ich erfuhr, daß er der letzte gewesen war, der Ireen Bean gesehen hatte.
Seinetwegen hatte die Kassierin kurz das Bad verlassen. Sie wollte einen Fotoapparat aus ihrem Wagen holen, den Gary Bean repariert hatte.
Aber sie war nicht wiedergekommen…
»Kurz zuvor hatte ich einen perversen Kerl mit sanfter Gewalt an die Luft befördert«, erzählte Corday. »Als Ireen nicht zurückkam, dachte ich, dieser Mann hätte mit ihrem Verschwinden etwas zu tun. Ich begab mich zu Ireens VW-Käfer. Ich suchte sie überall auf dem Parkplatz, riefsie. Doch ich bekam keine Antwort. Das beunruhigte mich so sehr, daß ich die Polizei verständigte. Ich gab den Beamten eine genaue Beschreibung dieses perversen Typs. Sie forschten ihn zwei Tage später aus. Brian Buchanan war sein Name. Er konnte nachweisen, daß er mit Ireens Verschwinden nichts zu tun hatte… Ich kann’s immer noch nicht fassen. Sie ging durch diese Tür hinaus, und niemand sah sie mehr wieder.«
Mir wäre es recht gewesen, wenn es bei diesem Zustand geblieben

wäre, doch Radheera wollte garantiert Ersatz haben.
Für wen würde sich Ireen Bean entscheiden?
Mein Blick pendelte zwischen Mara und Gary Bean hin und her, ohne daß es ihnen auffiel, und ich machte mir um die beiden Sorgen, denn ich hatte erlebt, wie entfesselt Jason Montana gewütet hatte.
Plötzlich schnitt ein Schrei durch meine Nervenbahnen. Ich befand mich sofort in Alarmzustand. Eine Pendeltür wurde aufgestoßen und wippte hin und her.
Ein dickes Mädchen rannte auf uns zu. Angst und Hysterie glänzten in ihren Augen. »Hilfe!« schrie sie. »Sie müssen Roy helfen! Die schreckliche Alte bringt ihn um!«

***

Wieso denn das? fragte ich mich nervös. Aus welchem Grund griff Ireen Bean jemand anders an? Wieso konzentrierte sie sich nicht auf ihre Familie?
Cruv hatte doch gesagt…
Ich griff mit beiden Händen nach dem hysterischen Mädchen.
»Sie müssen Roy Dexter helfen!« schrie sie. »Er ist in Lebensgefahr!«
»Wo ist Roy?«
»Sie müssen ihm helfen!«
»Das will ich ja. Aber Sie müssen mir sagen, wo er sich befindet!«
»Die Greisin bringt ihn um!«
Ich schüttelte das Mädchen. »Wo ist Roy?« fragte ich eindringlich.
»O Gott, o Gott, o Gott…« jammerte sie.
»Wie heißen Sie?« fragte ich, um sie aus ihrer Hysterie zu holen.
»Magalie van Cleef.«
»Hören Sie zu, Magalie, ich kann nur dann etwas für Roy Dexter tun, wenn Sie mir jetzt sagen, wo ich ihn finde.«
»Im Umkleideraum.«
»Komm, Cruv!« stieß ich keuchend hervor.
»Im Umkleideraum für… Frauen!« rief uns Magalie van Cleef nach, als wir starteten.
»Ich komme mit Ihnen!« rief Mara Bean.
»Besser, du bleibst hier!« sagte Gary Bean.
Aber seine Tochter hörte nicht auf ihn. Obwohl es gefährlich war, wollte sie ihre Mutter sehen. Die Greisin… die ihre Mutter war. Dieses Scheusal, mit Runzeln übersät, das ein Magier-Dämon namens Radheera zu seinem bösen, grausamen Werkzeug gemacht hatte.
Magalie schlug die Hände vors Gesicht. »Roy und ich… Wir wollten… Wir haben… Es war nicht richtig, was wir taten, es ist nicht erlaubt…«
Brad Corday wußte, was das Mädchen beichten wollte. »Es ist jetzt nicht wichtig«, sagte er.

Ich wuchtete mich mit der Schulter gegen die Schwingtür.
Cruv flitzte neben mir den verfliesten Gang entlang. Der Weg zu den Umkleidekabinen war gut beschildert.
Wir erreichten die entsprechende Tür. Ich riß sie auf. Wir hätten das Mädchen nach seiner Kabine fragen sollen. Dadurch hätten wir zielstrebiger vorgehen können.
Cruv eilte rechts davon. Ich nahm links. Mara Bean übernahm die Mitte, und ich hoffte, daß nicht sie es war, die ihre Mutter entdeckte.
Wir schauten in jedes Kästchen, in jede Kabine, in jeden Winkel, denn Ireen Bean konnte sich überall versteckt haben. Wir fanden aber weder die Greisin noch Roy Dexter.
Das rief ein flaues Gefühl in meiner Magengrube hervor. Ich befürchtete das Schlimmste für den Freund des Mädchens. Er mußte sich auf irgendeine Weise Ireen Beans Zorn zugezogen haben.
Ich hoffte, ihm noch beistehen zu können. Gleichzeitig hoffte ich, Ireen Bean lebend in meine Gewalt bringen zu können, damit sie mir Radheeras Aufenthaltsort verriet.
Hinterher würde ich sie vernichten, damit sie keinen Schaden mehr anrichten konnte. Ich konnte sicher sein, daß Cruv diesmal nicht wieder über das Ziel hinausschießen würde.
Diesmal würde auch er alles daransetzen, um die Greisin lebend zu kriegen.
Wir hetzten durch den Raum, trafen uns vor der Tür, durch die man zu den Haarfönen gelangte. Cruv und Mara schüttelten den Kopf. Also nichts. Keine Spur von Ireen Bean und Roy Dexter.
War Roy die Flucht geglückt? Ich wünschte es ihm. Wir nahmen uns die nächsten Räume vor. Wieder nichts. Wir stürmten Stufen hinunter, erreichten die Sauna.
Die Schwitzkammer, die Dampfkammer, der Ruheraum, der eiskalte Pool, der Massageraum… alles leer. Eine andere Treppe führte in die Schwimmhalle mit den drei Becken.
Auch hier Fehlanzeige. Männliche Angestellte eilten uns entgegen. Wir fragten sie nach der Greisin. Sie hatten sie nicht gesehen. Glatt wie ein Spiegel war das Wasser in den Bassins.
Betriebsschluß. Im angrenzenden Restaurant brannte kein Licht mehr. Verdammt, wohin hatte sich Ireen Bean begeben? Wir eilten zum Umkleideraum für Frauen zurück, als Mara sagte, daß wir uns bei den Duschen noch nicht umgesehen hatten.
Sie erreichte die Tür vor mir, öffnete sie und prallte im selben Moment mit einem schrillen Entsetzensschrei zurück. Sie wandte sich schluchzend um und fiel gegen mich.
Ich sah über ihre Schulter, was sie so sehr entsetzt hatte. Auf dem Boden kniete ein junger Mann. Für mich stand fest, daß es Roy Dexter war.

Der Schlauch der Desinfektionsdusche steckte tief in seinem Mund. Dexter war zweifellos tot, doch Magie hielt ihn fest und ließ ihn nicht umfallen.

Angewidert von so viel Grausamkeit, drängte ich Mara Bean zur Seite und trat zu dem Jungen. Ich zog ihm den Schlauch aus dem Mund. Das Ding begann sofort wie eine Peitsche nach mir zu schlagen.

Es pfiff durch die Luft und klatschte quer über meine Brust.

Das Desinfektionsmittel bespritzte uns alle. Schon holte der Schlauch zu einem neuerlichen Schlag aus.

Wieder wurde ich getroffen, obwohl ich diesmal zurücksprang.

Roy Dexter kniete immer noch vor der Dusche. Etwas hielt ihn aufrecht. Der zweite Treffer war noch schmerzhafter als der erste.

Eine Zornwelle überflutete mich. Wütend kämpfte ich gegen diesen verfluchten Schlauch, der sich von mir nicht packen lassen wollte. Er zuckte unter meiner Hand weg und schlang sich wie der Tentakel eines Kraken um mein rechtes Fußgelenk.

Ein kräftiger Ruck brachte mich zu Fall. Ich landete auf dem Rücken. Der Schlauch zerrte mich über den Boden und wollte sich blitzschnell um meinen Hals schlingen.

Doch diesmal erwischte ich ihn mit meiner Linken. Unter Aufbietung all meiner Kräfte hielt ich ihn fest undpreßte den schwarzen Stein meines magischen Rings dagegen.

Er zuckte wie ein verendendes Tier. Das Desinfektionsmittel hörte auf zu rinnen, der Schlauch erschlaffte. Mit einem Geräusch, das ich noch nie gehört hatte, entwich die schwarze Magie.

Der andere Teil hielt Roy Dexter nach wie vor fest. Erst als ich den Toten mit meinem Ring berührte, fiel er um. Es war, als hätte ich die Fäden einer Marionette gekappt.

Marionette! Dieses Stichwort ließ mich sofort wieder an Ireen Bean denken. Sie war Radheeras Marionette. Sie befand sich in diesem Hallenbad, und ich mußte sie finden, bevor noch ein Mensch sein Leben verlor!

***

Gary Bean befand sich allein in der Aula. Brad Corday kümmerte sich im Erste-Hilfe-Raum um Magalie van Cleef. Tony Ballards Worte hatten in Bean ein starkes Echo hervorgerufen.

Ein stärkeres, als er sich selbst eingestehen wollte. Als Ireen damals vor einem halben Jahr spurlos verschwand, glaubte Gary Bean, die Welt müsse für ihn einstürzen.

Er hatte geglaubt, sie hätte ihn verlassen, aber er konnte sich nicht vorstellen, aus welchem Grund sie es getan hatte. Sie hatten eine glückliche, harmonische Ehe geführt.

Sie hingen beide sehr an ihrer Tochter. Gary Bean hielt es für

ausgeschlossen, daß es Ireen übers Herz brachte, auch Mara zu verlassen, ohne ein Wort zu sagen.

Ein halbes Jahr war vergangen, und Bean versuchte sich allmählich daran zu gewöhnen, Ireen nicht wiederzusehen.

Monatelang hatte er gehofft, von irgendwoher eine Nachricht von seiner Frau zu erhalten. Doch Ireen meldete sich nicht.

Es war schwer für Gary Bean, sich damit abzufinden, daß seine Frau mit anSicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit nicht mehr lebte. Doch nun kreuzte Tony Ballard auf und behauptete, Ireen wäre noch am Leben.

Aber es wäre ein anderes Leben, das sie jetzt führe. Ein böses, gemeines, hinterhältiges Leben, das sie einem Magier-Dämon namens Radheera verdanke, und das dieser ihr nehmen würde, sobald sie Ersatz beschafft hatte.

Ersatz, dachte Gary Bean. Entweder Mara oder ich soll sie ablösen. In eine Jenseitswelt will Radheera einen von uns beiden bringen.

In eine Welt, die Coor heißt. Ich habe noch nie von ihr gehört.

Wie sieht es dort aus? Wieso altert man dort so rasch? Wenn es sich nicht vermeiden läßt, soll Radheera mich zu seinem Sklaven machen. Nicht Mara…

Nein, mich…

Aber war damit etwas gewonnen? In einem halben Jahr würde dann Mara an die Reihe kommen, und er, ihr Vater, würde sie holen.

Er zündete sich nervös eine Zigarette an. Seine Hände zitterten. Jemand sprach ihn an. Eine Frau. Ihre Stimme klang alt, verbraucht, krächzend. Aber da waren noch ein paar vertraute Schwingungen drinnen.

Gary Bean ließ die Zigarette fallen. »Ireen!« stieß er erschüttert hervor. Bestürzt drehte er sich um und erblickte eine uralte Frau, die nicht einmal entfernt so aussah, wie Ireen ausgesehen hatte.

Das sollte bis vor einem halben Jahr seine Frau gewesen sein?

Unmöglich! Aber die Stimme… Es war Ireens Stimme, die er vorhin vernommen hatte.

»Ireen?« fragte er heiser.

Die Greisin nickte. »Ich bin es, Gary.«

»Großer Gott…«

»Ich habe mich sehr verändert, nicht wahr?«

»Du bist nicht wiederzuerkennen.«

Sie zuckte mit den dürren Schultern. »Schicksal. Nun bist du an der Reihe. Du wirst meinen Platz einnehmen.«

»Als Sklave von Radheera.«

»Richtig. Es ist ein qualvolles Leben.«

»Du möchtest mich zu ihm bringen?«

»Ja, das habe ich vor.«

»Was ist, wenn ich mich weigere?«
»Das kannst du nicht. Ich bin in der Lage, dich zu zwingen, mit mir zu gehen.«
Gary Bean schüttelte wütend den Kopf. Jedes Wort glaubte er nun von dem, was Tony Ballard gesagt hatte. »Nein, Ireen, ich werde dich nicht zu Radheera begleiten. Soll sich dieser Teufel einen anderen Sklaven suchen. Mich kriegt er nicht.«
Es funkelte grausam in den Augen der Greisin. »Es hat keinen Zweck, sich zu widersetzen!« sagte sie scharf. »Du mußt mit mir gehen.«
»Moment mal«, stieß Gary Bean bleich hervor. »Du bist in diesem Hallenbad aufgetaucht. Also wolltest du ursprünglich Mara…«
»Ja, das hatte ich vor. Aber ich habe umdisponiert, als ich dich sah. Mara kommt in einem halben Jahr an die Reihe. Inzwischen darf sie noch etwas reifer werden.«
»Du gottverfluchte, herzlose Bestie! Du verdammte Hexe!«
schrie Bean.
Das hörte Brad Corday. Er trat aus dem Erste-Hilfe-Zimmer.
Magalie van Cleef lag auf einem Bett, das mit einem weißen Tuch bespannt war.
Als sie die Greisin sah, bekam sie einen Schreikrampf. Sie ließ sich vom Bett fallen, verkroch sich darunter und schrie, schrie, schrie.
Ireen Bean ergriff die Hand ihres Mannes. Sie riß ihn mit sich Richtung Ausgang.
»Hiergeblieben!« schrie Corday. Der vierschrötige Mann rannte hinter den beiden her.
Als er sie beinahe erreicht hatte, fuhr Ireen herum und starrte ihn haßerfüllt an. Ein starker Magiestoß schleuderte den schweren Mann weit zurück und die Stufen zur Sauna hinunter.
Die Stufenkanten hämmerten in Cordays Körper. Er stöhnte und biß die Zähne zusammen. Er spannte sämtliche Muskeln an und hoffte, sich nichts zu brechen.
Wie durch ein Wunder blieb er unverletzt. Das gefiel Ireen Bean natürlich nicht. Sie hob ihren Blick und schaute auf die Glasbausteine über dem Abgang.
Ein Knirschen und Knistern war zu hören, und dann bildeten sich tiefe Risse in den Fugen. Die gesamte Front aus Glasbausteinen geriet in Bewegung, wölbte sich vor und stürzte auf Brad Corday herab.
Sein Schutzengel hatte zum zweitenmal alle Hände voll damit zu tun, ihm das Leben zu retten. Corday stieß sich von den Stufen ab und sprang aus dem Gefahrenbereich.
Dutzende von Glasbausteinen krachten auf die Stelle nieder, wo Brad Corday noch vor wenigen Augenblicken gelegen hatte.
Das nennt man mehr Glück als Verstand, schoß es Corday siedendheiß durch den Kopf. Wenn die Glasbausteine ihn getroffen

hätten, hätten sie ihn glatt erschlagen.

Magalie van Cleef schrie immer noch. Brad Corday lehnte benommen an der Wand. Schweiß glänzte auf seinem Gesicht, und er brachte nicht mehr den Mut auf, Ireen Bean daran zu hindern, ihren Mann aus dem Hallenbad zu bringen.

***

Wir hörten die grellen Schreie des dicken Mädchens, und mir war klar, daß diese Panik nur Ireen Bean ausgelöst haben konnte.

Ich rief zwei Angestellten zu, sie mögen sich um den toten Jungen kümmern, dann rannte ich mit Cruv den Schreien entgegen.

Mara folgte uns nicht mehr. Sie war am Ende ihrer Kraft.

Schluchzend wankte sie auf ihre Kollegen zu, die sich bemühten, sie zu beruhigen, obwohl sie selbst ziemlich aufgeregt waren.

Der Gnom und ich erreichten die Aula. Ich sah das Glasbausteine-Trümmerfeld, über das soeben Brad Corday stolperte, sah die offene Tür des Erste-Hilfe-Raums, konnte aber das schreiende Mädchen nicht sehen.

»Wo ist Gary Bean?« fragte ich Corday.

Er wies zum Ausgang. »Die Greisin hat ihn abgeschleppt. Ich wollte es verhindern. Da hätte sie mich beinahe umgebracht.«

»Kümmern Sie sich um das Mädchen«, sagte ich und lief weiter.

Cruv folgte mir. Auf dem Parkplatz knurrte ein Motor. Ein Wagen setzte sich in Bewegung. Ich sah zwei Personen in dem Fahrzeug sitzen. Gary Bean und die grausame Greisin.

»Sie fahren zu Radheera!« stieß Cruv aufgeregt hervor.

»Genau, Kleiner, und wir hängen uns an sie. Dann kommen wir geradewegs zu ihm.«

Wir verließen das Jeremy-Jingles-Hallenbad. Was hier zu tun war, mußte das Personal selbst erledigen. Wir konnten uns nicht um alles kümmern.

Wichtig war vor allem, daß uns Ireen Bean nicht abhängte, denn wenn wir das Nachsehen hatten, gab es für Gary Bean eine Katastrophe. Dann war der Mann nicht mehr zu retten.

Cruv stolperte mit seinen kurzen Beinen, als wir die Treppe hinunterjagten. Er fiel gegen mich und hätte mich beinahe zu Fall gebracht.

»Stehst du auf Ireen Beans Seite?«

»Entschuldige, Tony.«

Wir rannten weiter. Gary Beans Wagen hatte inzwischen den Parkplatz verlassen. Er fuhr mit zunehmender Geschwindigkeit an einem tristen alten Gebäude vorbei.

Wir stiegen in Albert Montanas Auto und nahmen unverzüglich die Verfolgung auf. Meine Wangenmuskeln zuckten. Ich preßte die Kiefer

fest zusammen.
Ich konnte es nicht erwarten, Radheera gegenüberzutreten.
Mich sollte er nicht ausradieren können. Ich wollte ihn die Kraft meines Diskus spüren lassen.
Zerfetzen würde ihn die Scheibe, und ich würde vor Freude darüber lachen! Ich trage den Namen Dämonenhasser nicht zu Unrecht. Ich hasse sie wirklich alle, diese verfluchten Schwarzblütler, die uns Menschen das Leben schwermachen.
Immer wieder lassen sie sich neue Grausamkeiten einfallen.
Nirgendwo auf dieser Welt – die ohne sie so schön hätte sein können – ist man vor ihnen sicher.
Sie bedienen sich der Ungeheuer, die Phorkys, deren Vater, geschaffen hat; sind selbst Monster oder Teufel. Die Vielfalt der Grausamkeiten, unter denen die Menschheit schon zu leiden hatte, ist erschreckend.
Und es geht weiter, immer weiter. Ein Ende ist nicht abzusehen. Dennoch entmutigt mich das nicht, denn ich kann auf große Erfolge zurückblicken.
Einer meiner größten war wohl die Vernichtung von Rufus. Die Hölle wird ihn durch einen anderen Dämon ersetzen, das ist mir klar.
Aber ebenso klar ist, daß ich auch diesen bekämpfen werde, wo immer er mir über den Weg läuft; so, wie ich jetzt hinter Radheera her war und alles daransetzte, um ihn für immer von der Bildfläche verschwinden zu lassen.
Gary Bean lenkte seinen Wagen. Ireen hatte ihn schon so weit unter Kontrolle, um ihm das Steuer anvertrauen zu können. Er mußte gehorchen. Sie fuhren am Flushing Airport vorbei. Es war nicht viel los um diese Zeit auf dem College Point Causeway. Ich fuhr nicht dicht auf, sondern ließ hin und wieder zwei, drei Fahrzeuge überholen.
»Warum fährst du nicht dichter ran?« fragte Cruv beunruhigt.
»Weil ich nicht will, daß Ireen Bean spitz kriegt, daß wir ihr folgen.«
»Sie wird uns entkommen.«
»Laß mich nur machen, Kleiner. Glaub mir, ich verstehe mein Handwerk. Im Beschatten habe ich mir einen Doktortitel erworben. Dr. Tony Ballard. Wie gefällt dir das?«
Der Gnom rümpfte die Nase. »Da, wo ich herkomme, kennt man keine Titel.«
»Ja, auf Coor ist man noch ziemlich weit zurück. Sehnst du dich nicht manchmal nach deiner alten Heimat?«
»Nein. Ich brauche nur an die vielen Gefahren zu denken, denen ein Gnom dort auf Schritt und Tritt ausgesetzt ist, und schon bin ich heilfroh, hier bei euch leben zu dürfen.«
»Dann trägst du dich also nicht mit dem Gedanken, mal wieder nach

Coor zurückzukehren.«
Der Gnom lachte. »Bin ich lebensmüde?«
»Weiß ich nicht.«
»Nein, ich bin es nicht.«
Ich grinste. »Freut mich, daß du uns erhalten bleibst. Ehrlich gesagt, ich fange langsam an, mich an dich zu gewöhnen… Jetzt aber zu etwas anderem. Yuums Auge zeigte dir doch kurz Radheera.«
»Ja, das stimmt.«
»Mr. Silver wollte wissen, in welcher Umgebung er sich befand. Du sprachst von einem kahlen Gang, von Sitzbänken, von einem Rasen. Könnte es sich um ein Stadion gehandelt haben? Hier in der Nähe befindet sich nämlich eines. Das Flushing Stadium.«
»Ich glaube, du hast recht, Tony. Es könnte ein Stadion gewesen sein.«
»Wir werden sehen, wohin Gary Bean fährt.«
Er fuhr zum Stadion. Hoch ragte das leere Betonoval vor uns auf.
»Na, was sagst du zu meinem Ratetalent?« bemerkte ich zu Cruv.
»Du bist der Größte.«
»Jedenfalls bin ich größer als du, das kann jeder sehen.«
»Nicht größer«, widersprach mir Cruv grinsend. »Nur länger.«
Ich hatte Albert Montanas Auto hinter Büschen angehalten. Wir stiegen aus und beobachteten Ireen Bean und ihren Mann, die ebenfalls ihren Wagen verlassen hatten.
Uns trennten schätzungsweise zweihundert Meter. Ireen Bean ahnte nicht, daß wir ihr gefolgt waren. Sie wies auf ein vergittertes Tor. Gary Bean schien schon lange keinen eigenen Willen mehr zu haben. Lammfromm ging er mit der Greisin.
Er öffnete das Tor. Die beiden verschwanden in der Dunkelheit.
»Los, komm, Cruv«, sagte ich.
Wir liefen über eine dunkelgraue Asphaltfläche. Cruv hatte es nicht leicht, mit mir Schritt zu halten. Ich erreichte Beans Wagen als erster und wartete auf den Gnom.
Er traf neben mir ein und keuchte: »Weiter!«
Wir näherten uns dem Tor. Es war von Ireen Bean mit keiner magischen Sperre versehen worden, wie ich feststellte. Da sie nicht wußte, daß sie verfolgt wurde, griff sie nicht auf solche Sicherheitsmaßnahmen zurück.
Lautlos schwang das gut geölte Tor zur Seite, und Sekunden später verschluckte auch uns die Dunkelheit. Wieviel Zeit stand uns zur Verfügung, Bean zu retten?
Wo wartete Radheera auf seinen neuen Sklaven? In einem der kahlen Betongänge? Oder auf dem Spielfeld?
Wir fanden einen Weg, der zur Aschenbahn führte. Eine Art Tunnel wölbte sich über uns. Die Aschenbahn, auf der hin und wieder

Speedwayrennen ausgetragen wurden, umschloß das große Spielfeld.
Ich erblickte Ireen Bean und ihrenMann und hielt meinen kleinen Begleiter einen Moment an. Die beiden strebten der Spielfeldmitte zu.
Dort stand eine große schwarze Gestalt, die sich nicht regte.
»Radheera!« sagte Cruv mit belegter Stimme.
»Ja«, dehnte ich erfreut. »Endlich haben wir ihn gefunden.«
»Ich hoffe, ich brauche dir nicht zu erklären, wie gefährlich dieser Magier-Dämon ist, Tony.«
»Keine Sorge, ich werde mich vorsehen.«
Radheera setzte seine Magie ein. Ringsherum flammte das Flutlicht auf. Taghell war das Spielfeld plötzlich ausgeleuchtet. Wir konnten den Magier-Dämon nun sehr deutlich sehen.
Schwarz glänzte uns sein Brustpanzer entgegen, und auch auf seinem schwarzen Flügelhelm tanzten blitzende Lichtreflexe.
Desgleichen auf seinem goldenen Schwert.
Er spielte weiter mit der Technik, und seine Stimme hallte auf einmal über sämtliche Lautsprecher, die es im Stadion gab. Das hörte sich gewaltig an, war beeindruckend.
»Er versteht es, Effekte zu schaffen«, sagte ich.
»Gary Bean!« dröhnte die Stimme des Magier-Dämons im gesamten Stadion. »Ich werde dich zu meinem neuen Sklaven machen!«
Bean sagte nichts. Er blieb stehen, als Radheera eine herrische Handbewegung machte.
»Ich habe getan, was du von mir verlangt hast«, sagte die Greisin mit zitternder Stimme. Auch sie war überall im Stadion zu hören. »Gary wird mich ablösen.«
»Gut«, knurrte Radheera. »Sehr gut.«
»Was wird nun aus mir? Nimmst du mich mit zurück nach Coor?«
»Nein«, lautete die knappe Antwort des Magier-Dämons.
»Ich bleibe hier auf der Welt?«
Ich stieß Cruv an. »Wir müssen näher an sie ran, Kleiner.«
»Ich übernehme die Alte«, sagte der Gnom.
»Okay. Und ich kümmere mich um Radheera.«
»Hoffentlich setzt er seine Satansfalken nicht gegen uns ein.«
»Das soll er lieber bleiben lassen. Es sind fünf Blutvögel, in der Trommel meines Colts befinden sich sechs geweihte Silberkugeln. Ich kann es mir sogar leisten, einmal danebenzuschießen«, sagte ich hart.
Einen großen Schaden hätte ich Radheera jedoch nicht zugefügt, wenn ich ihm die Satansfalken abgeschossen hätte, denn er war in der Lage, jeden Blutvogel, den er verlor, durch einen neuen zu ersetzen. Das hatte Thoran auch im Reich der grünen Schatten getan.
»Du bleibst nirgendwo«, sagte Radheera verächtlich zu Ireen Bean.
»Aber ich kann dir noch nützlich sein«, sagte die Greisin.
»Du nicht mehr. Du bist erledigt. Ohne meine Magie würdest du

nicht mehr leben.«

»Dann laß mir deine Magie doch.«

»Wozu?«

»Ich will weiterleben.«

»Du bist für mich nutzlos geworden, deshalb werde ich dir meine Magie entziehen«, sagte der Magier-Dämon. Er wies nur mit dem Zeigefinger auf die Greisin, und sie brach kreischend zusammen.

Es widerstrebte mir, daß der Magier-Dämon sie so schrecklich quälte. Ganz langsam entzog er ihr die Magie, die sie am Leben gehalten hatte.

Ich konnte diesem grausamen Treiben nicht länger zusehen.

Ireen Bean sollte sterben, ja. Aber schnell.

Ich stürmte auf das Spielfeld. Cruv war an meiner Seite. Als Radheera uns bemerkte, brach er den Todeskampf der Greisin ab.

Er ließ die Leihmagie in ihren Körper zurückfließen und schickte sie gegen uns.

Die Satansfalken flatterten kreischend auf den Sprossen. Ich zog meinen Colt Diamondback und entsicherte ihn. Wenn die Blutvögel angriffen, würde ich sie mit geweihtem Silber aus der Luft holen.

Radheera zwang Gary Bean mit der Kraft seines Willens auf die Knie. Er streckte seine Hand aus. Die Handfläche fing an zu leuchten.

Großer Gott! Der Magier-Dämon schickte sich eiskalt an, den Mann verschwinden zu lassen!

Ireen Bean kam fauchend auf uns zu. Obwohl sie der Magier-Dämon beinahe umgebracht hätte, stand sie jetzt wieder voll auf seiner Seite.

Sie konnte nicht anders. Der schwarze Trieb zwang sie, sich für Radheera einzusetzen. Mit ausgebreiteten Armen kam uns die greise Furie entgegen.

Ich überließ sie dem Gnom, der bewiesen hatte, daß er sich gegen diese Höllensklaven behaupten konnte. Der Knirps hob seinen Stock.

Wie es weiterging, konnte ich nicht sehen, denn in diesem Moment startete der erste Satansfalke. Ich ließ ihn nicht an mich heran.

Ehe er mir gefährlich werden konnte, hatte ich ihn schon im Visier und drückte ab. Das Krachen des Schusses wurde über die Lautsprecher verstärkt.

Es hörte sich an, als hätte ich einen gewaltigen Mörser abgefeuert. Das Federvieh überschlug sich in der Luft und verging. Daraufhin stießen sich alle Blutvögel auf einmal ab.

Sie flatterten hoch, und ich wußte nicht, wen ich als ersten aufs Korn nehmen sollte. Es war fast wie beim Tontaubenschießen, nur verwendete ich keine Schrotpatronen.

Das machte die Sache schwieriger.

Ohne mich rühmen zu wollen, kann ich behaupten, daß ich ein ausgezeichneter Schütze bin. Das konnte ich diesmal wieder unter

Beweis stellen.
Schuß! Treffer! Schuß! Treffer!
Von den fünf Satansfalken lebten nur noch zwei. Einer sauste wie ein Stein auf mich herab. Er preßte die Flügel an seinen schwarz gefiederten Körper und streckte mir seine gefährlichen Greifer entgegen.
Diese Vögel waren in der Lage, einen Mann zu packen und sich mit ihm in die Lüfte zu heben. Eigentlich waren sie nicht groß genug dafür. Magie half ihnen bei diesem Kunststück.
Ich duckte mich und sprang vorwärts, die Krallen des Greifvogels verfehlten mich knapp. Ich wirbelte herum und schlug aus der Drehung zu.
Mein Ring traf den Schädel des Tiers. Der Falke trudelte ab, landete auf dem Rasen und verendete. Ich wandte mich meinem letzten gefiederten Feind zu.
Die Zeit drängte ungemein, denn Radheera wollte Gary Bean auslöschen. Im Zickzack wirbelte der letzte Satansfalke durch die Luft. Er drehte und wendete sich ständig, damit ich ihn nicht treffen konnte.
Ich brauchte für ihn mehr Zeit als für die andern zusammen.
Als er dann zum Sturzflug ansetzte, wies meine Waffe für einen Sekundenbruchteil genau auf seine Brust.
Ohne Verzögerung drückte ich ab, und das geweihte Silber bohrte sich in sein Gefieder. Die Kugel riß das Tier auseinander.
Es verschwand, und ich konnte mich endlich um Radheera kümmern.
Das Leuchten war es, das Gary Bean fürchten mußte. Wenn es ihn traf, war er verloren. Soeben senkte es sich zu Beans Kopf hinunter.
»Bean!« brüllte ich. Die Lautsprecher schleuderten meinen Schrei durchdas ganze Stadion. Doch Bean reagierte nicht.
Ich wechselte meine Position. Den Dämonendiskus hatte ich bereits losgehakt. Die Scheibe wuchs zu ihrer dreifachen Größe an. Ich schleuderte sie, und meine besten Wünsche begleiteten den Flug.
»Töte ihn!« schrie ich.
Wie ein Blitzstrahl schnitt der Diskus durch die Luft. Genau auf Radheera zu. Ich hielt den Atem an. Würde der Dämonendiskus sein Ziel treffen?
Wenn ja, war Radheera verloren. Aber der Magier-Dämon erkannte rechtzeitig die Gefahr, die ihm drohte. Kurz bevor der Diskus durch seinen Brustpanzer dringen konnte, verschwand der grausame Unhold.
Er löste sich im Bruchteil einer Sekunde auf. Der Diskus erreichte die Stelle, wo Radheera gestanden hatte. Die Scheibe raste weiter. Zehn, fünfzehn, zwanzig Meter.
Dann stoppte ich sie mit der Kraft meines Willens, streckte die Hand aus und befahl dem Diskus, zu mir zurückzukehren. Es funktionierte

wie immer.

Die Scheibe schwebte heran. Ich fing sie auf und hängte sie enttäuscht an meine Kette. Es war mir zwar gelungen, Gary Bean vor einem langsamen Dahinsiechen auf Coor zu bewahren, aber der größere Erfolg, einen von den Grausamen 5 zu vernichten, war mir versagt geblieben.

Man darf nicht unbescheiden sein, dachte ich und lief zu Gary Bean, um ihm auf die Beine zu helfen. Er zitterte wie Espenlaub.

»Ich dachte, ich wäre verloren«, stöhnte er.

Über die Lautsprecher dröhnte Radheeras wütende Stimme:

»Wir sehen uns wieder! Das hast du nicht ungestraft getan!«

Damit meinte er offensichtlich mich. Das Echo seiner Stimme verhallte. Die Flutlichter erloschen. Radheera befand sich meiner Ansicht nach auf dem Weg nach Coor.

Aber er hatte Ireen Bean zurückgelassen, ausgestattet mit schwarzer Magie. Und Cruv kämpfte verbissen mit ihr. Der Gnom hatte sie nicht so überrumpeln können, wie ihm das bei Jason Montana gelungen war.

Mit Ireen Bean hatte er es unvergleichlich schwerer. Schwarzes Gewürm stieß aus dem Boden und wollte Cruvs Beine fressen. Er sprang zurück.

Die Greisin baute hinter ihm ein unsichtbares Hindernis auf, über das er prompt stolperte. Er ruderte mit den kurzen Armen durch die Luft, hielt seinen Stock nicht mehr fest genug, und Ireen Bean nahm die Gelegenheit wahr, um ihm diese Waffe, mit der er ihr gefährlich werden konnte, zu entreißen.

In hohem Bogen flog der Stock durch die Luft und landete vor meinen Füßen. Ich bückte mich und hob ihn auf. Die Dreizackspitzen ragten unten heraus.

Cruv landete auf dem Rasen, den Ireen Bean augenblicklich in einen breiigen Sumpf verwandelte. Wenn ich dem Gnom nicht zu Hilfe eilte, würde er darin versinken und ersticken.

Ich startete. Ireen Bean war zu sehr mit der Vernichtung des Kleinen beschäftigt, deshalb sah sie mich nicht kommen. Mit langen Sätzen eilte ich auf sie zu.

Gary Bean mußte in diesem Augenblick das Herz stehenbleiben. Aber ich konnte auf den leidgeprüften Mann keine Rücksicht nehmen. Ich mußte Cruv retten und Ireen Bean vernichten.

Ich erreichte sie und rammte ihr die drei Spitzen mit großer Kraft in den Rücken. Sie wölbte ihren ausgemergelten Körper nach vorn.

Ein Schrei, der nun nicht mehr von denLautsprechern verstärkt wurde, weil Radheera seine Magie abgezogen hatte, platzte aus der runzeligen Alten.

Sie brach röchelnd zusammen. Der Boden wurde unter Cruv sofort

wieder fest, denn die Greisin brauchte jetzt alle Kräfte fürs Überleben.

Doch Cruvs Dreizack war stärker als das, was Ireen Bean aufbieten konnte. Sie griff nach hinten, ihre zitternde Klaue umfaßte den Schaft des Dreizacks, doch ihre Finger öffneten sich einen Augenblick später wieder, ihr Körper erschlaffte, und es war vorbei mit ihr.

Nur Staub blieb von ihr übrig, und auch der verschwand. Der Kampf war zu Ende.

***

Als wir etwa zwölf Stunden später in London eintrafen, erlebten wir wohl eine unserer größten Überraschungen. Großer Bahnhof auf dem Heathrow Airport. Vicky Bonney war da, und Roxane und Tucker Peckinpah und Daryl Crenna.

Aber das meine ich nicht. Die Überraschung bestand aus dem, was uns Roxane, die Hexe aus dem Jenseits, erzählte. »Leider konnte ich Loxagons Grab nicht finden«, sagte sie.

Der Ex-Dämon winkte großzügig ab. »Ist nicht mehr so wichtig. Ich besitze das Höllenschwert ohnedies nicht mehr.«

»Dafür habe ich aber etwas anderes erfahren«, sagte Roxane, die schwarzhaarige, grünäugige Hexe. Bildschön und rassig war sie, und ich konnte Mr. Silver verstehen, daß er sich freute, sie wiederzusehen.

»So? Na, was hast du denn erfahren?« sagte der Hüne, ohne sich recht dafür zu interessieren, aber das sollte sich schlagartig ändern.

Roxane eröffnete ihm nämlich: »Du hast einen Sohn!«

***ENDE***

[1]Siehe Tony Ballard Nr. 21 »Die Totenuhr«

[2]Siehe Tony Ballard Nr. 24 »Horrorhölle Tansania«, Tony Ballard Nr. 25 »Der Dämon ist tot!«

[3]Siehe Tony Ballard Nr. 29 »Hexenjäger aus dem Gestern«, Tony Ballard Nr. 30 »Vampir-Terror«

[4]Siehe Tony Ballard Nr. 26 »Ich jagte das rote Skelett«

[5]Siehe Tony Ballard Nr. 27 »Im Tempel der schwarzen Chimäre«

[6]Siehe Tony Ballard Nr. 27 »Im Tempel der schwarzen Chimäre«

[7]Siehe Tony Ballard Nr. 18 »Der Schatz der toten Seelen«, und folgende

[8]Siehe Tony Ballard Nr. 10 »Die weiße Hexe«

[9]Siehe Gespenster Krimi Nr. 47 »Die Höllenbrut«

[10]Siehe Tony Ballard Nr. 26 »Ich jagte das rote Skelett«

[11]Siehe Tony Ballard Nr. 22 »Der Sarg der tausend Tode«

[12]Siehe Tony Ballard Nr. 29 »Hexenjäger aus dem Gestern«

[13]Siehe Tony Ballard Nr. 17 »Das Höllenschwert«

[14]Siehe Gespenster Krimi Nr. 416 »Die Rückkehr der Bestie«

[15]Siehe